Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung.	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band		— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band		— M. 10 ₰

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht alle Bücher vorräthig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

Die Bibliothek ist geöffnet: **morgens von 8—12 Uhr und nachmittags von 2—7 Uhr,** an Sonn- und Feiertagen vom 1. Oktober bis 1. April **von 10 Uhr bis 12 Uhr.**

Es wird höflichst und dringend gebeten, die Bücher der Schonung wegen beim Lesen nicht zu brechen oder umzubiegen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek
(Schöpping)
Maximiliansplatz (Dultplatz) Nro. 16.

Ersehntes Glück.

Roman

von

Luise Ernesti

(M. v. Humbracht).

Breslau.
Druck und Verlag von S. Schottlaender.
1883.

Ersehntes Glück.

Motto:

Ich zog auf meinen Lebenswegen
Dem Schimmerlicht des Glücks entgegen,
Das mir nur vorwärts immer schien;
Und immer vorwärts mit Verlangen
Bin ich dem Schimmer nachgegangen
Und sah ihn immer vorwärts flieh'n.
Auf einmal — wie ist mir geschehen —
Muß ich danach mich rückwarts drehen,
Dort blinkt's mich an wie Abendschein!
Wie bin ich nur vorbei gekommen
Und hab' es doch nicht wahrgenommen?
— — — Es muß im Traum gewesen sein.

F. Rückert.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

Ersehntes Glück. Roman 1

Der Federhut der Tante. Novelle 201

Die leere Stelle. Skizze 247

Erstes Capitel.

Zur Zeit, wo das Zillerthal noch sehr einsam war, Fremde dort zu den Seltenheiten gehörten, wie jetzt im Sommer zu den Tagesereignissen — um die Mitte der dreißiger Jahre etwa — da hatten die Bewohner eines jener reizend gelegenen Dörfer jeden Nachmittag, wenn das Wetter nur einigermaßen günstig, einen hübschen Anblick. Dann sprangen aus einem Hause drei schöne Kinder jubelnd und jauchzend heraus, um sich mit einer ihrer bereits harrenden Kinderschaar des Dorfes zu vereinen — mit ihnen zu spielen und sich im Freien herum zu tummeln, oder auch mitsammen hin in Berg und Wald zu ziehen.

Die drei Kinder — ein Mädchen und ein Knabenzwillingspaar — stammten nicht aus dem Dorfe. Sie gehörten der Wittwe eines ungarischen Barons, die einige Jahre zuvor in Meran zur Kur gewesen war, auf einer Reise durch's ganze Tyrolerland das Zillerthal kennen gelernt hatte und nun — verlockt durch dessen romantische Schönheit, veranlaßt durch eine unüberwindliche Sehnsucht nach Zurückgezogenheit und Stille — sich da ansiedelte,

als ihr Mann gestorben. Wie man anfangs hörte, gedachte sie dort nur einige wenige Jahre zu bleiben, nur so lange, wie die Erziehung ihrer Kinder ein so völliges Fernsein von der Welt gestattete. —

Daß sie über diesen Zeitpunkt hinaus dann blieb, fort und fort in dem stillen Thale wohnte — im Dorfe selbst wunderte sich Niemand mehr darüber; man ahnte, sie wolle dort auch sterben! —

Die früheren Freunde und Bekannten der Baronin Bartory suchten und sahen den Hauptgrund ihres Zurückziehens aus der Welt in ihren pecuniären Verhältnissen. Als Tochter eines norddeutschen Landedelmanns, dessen Güter Majorat, war ihr, wie man wußte, kein baares Vermögen, nur eine gute Aussteuer zugefallen. Der verstorbene Baron Bartory hatte ebenfalls kein Vermögen gehabt — er war einzig auf die Einkünfte seines Gehaltes angewiesen. Zur Zeit seiner Verheirathung bereits Oberst in einem österreichischen Reiterregiment, schien dies Gehalt dem liebenden Paare genügend zur Begründung eines Hausstandes; die urtheilende Welt jedoch fand seine Verbindung mit einer armen, verwöhnten Aristokratin, unbedacht und gewagt — sogar thöricht und unverständig.

Man besprach und tadelte diese Liebesheirath zu jener Zeit noch einmal gründlich, als Baron Bartory bei einem Ritte auf völlig ungeschultem Pferde verunglückte, binnen

wenigen Stunden gesund und todt war und seine kaum dreiundzwanzigjährige Frau sich nun mit ihren drei kleinen Kindern in das abgeschiedene Thal des Tyrolerlandes — in ein schlichtes Bauernhaus zurückzog.

Wie beschränkt die Vermögensverhältnisse der Baronin sein mochten — den Bewohnern jenes Dorfes erschienen sie so ziemlich gleich mit dem Besitz einer unversiegbaren Goldmine. Die Dorfkinder aber erst hielten ihre jungen fröhlichen Gespielen für so reich, daß, wenn sie je einmal einen Maßstab an deren äußere Lebensverhältnisse legten, diese ungefähr dahin abschätzten, wie wenn in den Kisten und Kasten, mit denen die vornehme Dame und deren Kinder ihren Einzug in's Zillerthal gehalten, nur blankes Gold und Diamantenschätze in ähnlicher Hülle und Fülle vorhanden gewesen, wie Sage und Märchen solche in Bergestiefen ruhen lassen.

Einen nur einigermaßen stichhaltigen Grund für derartige Annahmen bot Nichts im Leben der Baronin, und der Erfahrene, der einen Blick in ihr Haus, in ihre Existenz geworfen, würde vielmehr gewußt haben: sie schränkte sich sehr ein und beschäftigte sich mit Sachen und Dingen, die sie sicher bisher nie gethan und denen ihre zarte Constitution auch kaum gewachsen schien.

Daß ihr Haus ein wenig umgebaut, der Garten verändert worden und Beides mehr ihren Verhältnissen anpassender hergestellt war, dies hatte vielleicht hauptsächlich

zur Ueberschätzung ihrer Lage beigetragen, während die innere Einrichtung dieses Hauses fort und fort von Neuem den Glauben wachrief, als habe sie über Tausende zu gebieten. Persische Teppiche und indische Matten deckten den Boden — kostbare Seidenstoffe hingen vor den Fenstern und an den Thüren, und alle Möbel waren reich mit Gold und Perlmutter ausgelegt; — das silberne Thee- und Kaffeeservice, das täglich den Tisch zierte, es würde einem Palaste Ehre gemacht haben, und die Ausstattung der Mittagstafel, an Silber und feinstem Porzellan, mahnte die zwei Dorfkinder, welche häufig an den Mahlzeiten ihrer kleinen Gespielen Theil nahmen, stets an das Zauberreich der Nixen und Feen, wo Speise und Früchte auch auf silbernen Schüsseln und in goldenen Schalen lagen.

All' dieser Luxus war nur ein Theil jenes glänzenden Hausstandes, in den einst der leidenschaftlich verliebte Reiteroberst — der als etwas verschwenderisch bekannte Baron Bartory — das Töchterchen aus norddeutschem Grafenschlosse als junge Frau versetzt hatte. Der andere Theil dieser glänzenden Vergangenheit: ihr Schmuck, ihre elegante Garderobe, ruhte in Truhen und Schränken, denn sie trug in ihrem Wittwenstande nur noch Trauerkleidung — nie mehr Putz.

Von ihren seidenen Kleidern traten mit der Zeit immer mehrere wieder an's Licht, je länger die Baronin

im Zillerthale lebte und je größer ihre Tochter Etelka wurde. Daß sie solche Prachtstoffe für das wilde Mädchen verwendete, das achtlos und unbekümmert um seine Garderobe, über Zäune und Hecken sprang und jeden Strauch in Berg und Wald mit Trophäen dieser schimmernden Seide bedachte — der erfahrene Beobachter hätte hieraus, was den Frauen im Dorfe als Beweis großen Reichthums erschien, den entgegengesetzten Schluß ziehen können, und wie sie wohl nicht immer ausreichend mit Mitteln versehen war, dem Kinde eine den Verhältnissen mehr anpassende Garderobe zu beschaffen.

Diese seidenen Gewänder verschwanden nur nach der Zeit auf einige Jahre, als die Brüder der Baronin Bartory, die beiden Grafen Western, bei ihr zum Besuch gewesen waren. Nachdem wurde auch noch manche andere Veränderung in ihrem Hause bemerkt. Nach Aussage der Dienerin hatten die Brüder die Schwester zuerst zum völligen Verlassen des Zillerthals bewegen wollen. Der Aelteste, der Majoratsherr, hatte sie gebeten, zu ihm in die alte Heimath, nach Haus Langenbrück, zu kommen; — der Jüngere, welcher Offizier und Adjutant des Königs war, schlug ihr vor, zu ihm in die Residenz zu übersiedeln. Beider Anerbieten war abgelehnt; — sie hatte gebeten, sie mindestens noch ein bis zwei Jahre in der Einsamkeit zu lassen, die ihrem Körper eben so wohl thue, wie sie der Neigung ihres Herzens entspreche.

Die Brüder schickten der Baronin fortan viele Sachen und Dinge zur Verschönerung ihres ländlichen Asyls und zum Vergnügen der Kinder; — sie sandten ihnen aber auch das Nöthigste, das sie bedurften: einen Lehrer für die Knaben — eine Gouvernante für die wilde Etelka. Der Lehrer ertrug die ländliche Einsamkeit schwer, — die junge Französin gar nicht. — Sie verließ das Dorf schon nach wenigen Wochen, während den Lehrer der pecuniäre Vortheil dazu bewog, mindestens drei Jahre dort in seiner Stellung auszudauern, so daß die Kinder nun doch ordentlich lesen und schreiben konnten, als er abreiste. Die beiden Knaben, Stephan und Matthias, kamen dann in eine österreichische Militärschule, und für Etelka Bartory machte man den Versuch mit einer neuen Gouvernante. Diese ertrug die Einsamkeit nun gut, lehnte sich aber dagegen auf, daß ihr Zögling frank und frei mit einem Heere wilder Tyrolerknaben durch Berg und Wald jagte, — die Erzieherin auslachte, daß sie weder über Hecken klettern, noch über Gräben springen konnte und bei langen Fußtouren häufig, ermattet bis zum Tode, in einer Sennhütte liegen blieb. — Auch sie reiste ab, ohne daß Etelka von den Schätzen ihres Wissens Etwas profitirt hatte, und ebenso zwei andere Erzieherinnen, welche die Brüder sandten.

Die norddeutschen Verwandten glaubten endlich den Stein der Weisen entdeckt zu haben, als man der Baronin

die Engländerin überließ, die bisher Erzieherin bei den Töchtern des Majoratsherrn gewesen und welche nicht nur als tüchtige Lehrerin erprobt war, auch als so ausdauernde Fußgängerin galt, daß sie auf Haus Langenbrück den Beinamen „der Schnellläufer" erhalten. Aber selbst Miß Glandon „der Schnellläufer" sah bald ein, daß sie es mit Etelka Bartory's flinken Füßen und federleichter Gestalt doch nicht aufnehmen konnte, — daß es auch andere Sache war, die Berge der Alpen zu ersteigen als in den wohlgepflegten Gängen eines Parkes oder über den ebenen Boden einer norddeutschen Haidefläche dahin zu wandern! — Und als auch sie etliche Male in idyllisch gelegenen Sennhütten übernachtet — weil sie vor Ermattung nicht weiter gekonnt — als sie kein anderes Stärkungsmittel gehabt, als Milch und Schwarzbrod, da sehnte sie sich zurück nach den Fleischtöpfen des Majorats, nach civilisirten Verhältnissen, nach gesitteten jungen Damen, und schrieb dem Grafen Western: „Sie unterrichte lieber in einem Schulzimmer, als sich ewig auf schneebedeckten Bergeshöhen Katarrh und nasse Füße zu holen, und er möge gestatten, daß sie nach Haus Langenbrück zurückkehre." — Anstatt des Majoratsherrn antwortete ihr seine Gattin und bat Miß Glandon: „auszudauern und mit Energie gegen jene Bergpartien ihrer Nichte einzuschreiten, die wohl kaum mehr passend für das Kind wären."

Energie fehlte Miß Glandon nicht, aber Etelka Bartory gegenüber diese in Anwendung zu bringen war, fast unmöglich. Einmal sah sie ihren Zögling, der meist nur „Elka“ genannt wurde, außer bei Tische kaum anders als im Freien, und da hätte Miß Glandon ebenso gut versuchen können, den Vogel in der Luft zu erhaschen — die Gemse auf den steilen Hängen, als jene kleine Ungarin dazu zu veranlassen, mit ihr in's Schulzimmer zu gehen und zu lernen! — So schrieb sie denn der Gräfin Wilhelmine von Western ein neues Klagelied und bat noch dringender um die Erlaubniß, heimzukehren. Sie sagte, das ihr empfohlene Kind habe eine zu große Unterstützung an der schwachen Mutter, die ihr nichts abschlagen könne, das ihr Freude sei, und Freude fände sie einzig an der Natur. Sie wäre vielleicht das bezauberndste Kind der Welt in ihrer ungebändigten Freiheitsliebe, aber gar nicht zu zügeln, und bis jetzt mache sie sicher einem wilden Fohlen der ungarischen Pußten mehr Ehre, als einer Baronesse jenes Landes! —

Gräfin Wilhelmine von Western sandte alle Klagebriefe der Gouvernante an ihren Schwager, den Grafen Dagobert. — Er wandte sich in seiner Verzweiflung an den Jugendfreund des verstorbenen Baron Bartory, den Grafen Koralyi in Ofen, der, wie er wußte, sich sehr für Elka, sein Pathenkind, interessirte. Er schrieb ihm, seine Ermahnungen als Bruder und Onkel, als Vormund

Etelka's, wären stets vergebens gewesen bei der schwachen Mutter und dem wilden Mündel, und nun möge er als Pathe einmal sein Heil versuchen, eine andere und bessere Erziehungsmethode für das heranwachsende Mädchen anzubahnen.

Die Bitte war ein Fehlgriff! — Graf Koralyi nannte die Baronin die vernünftigste Frau der Welt, daß sie aus Elka keine Treibhauspflanze mache und die ungarische Nationalität in ihr nicht unterdrücke. Er sprach in seinem Briefe zugleich die Hoffnung aus, daß Elka einst auch den Muth haben würde, ihm zur Seite auf wildem Renner die Pußta zu durchjagen und wie er sich freuen würde, sei es erst so weit.

Wohl zur Unterstützung jener Hoffnung sandte er von seiner Besitzung an der Theiß ein paar zugerittene kleine Pferde an Elka und die Botschaft: „daß ein hübscher offener Wagen aus Wien bald nachfolgen solle." Der Reitknecht, der die Pferde brachte, war angewiesen, so lange im Zillerthal zu bleiben, bis das junge Pathenkind des Grafen, reiten und Rosse vor einem Wagen lenken konnte.

Die englische Gouvernante packte nach Ankunft dieses Geschenks ihre Koffer und verließ in Rücksicht auf ihre gesunden Glieder Hals über Kopf das idyllische Thal, als die entzückte Elka ihr versicherte, sie künftig in die Berge zu fahren! — — Die Baronin erschrak in Hinblick auf das Unglück, das ihren Mann durch ein Pferd

betroffen hatte, zwar auch sehr über die Sendung Graf Koralyi's — sie verfertigte aber trotzdem verschiedene weiße und dunkle Reitkleider für Elka, als sie das glückstrahlende Gesicht ihres Kindes sah. Sie ließ sie dann auch fast ohne Sorge ausreiten, als der kleine Sepp Kocherl, der als des Zillerthals gewandtester und muthigster Knabe galt, ihr Cavalier nun ebenso zu Pferde wurde, wie er es seit Jahren schon bei allen Fußpartieen gewesen war.

Sepp Kocherl, eine arme Waise, wurde bei dem Bruder seines verstorbenen Vaters erzogen, der der Baronin nächster Nachbar im Dorfe — ihr Rathgeber und ihre Hauptstütze war. Seine kleine Tochter Resi, die von frühester Kindheit auf schon wie eine Lerche sang und mit der Zeit eine Virtuosin auf der Zither wurde, war Etelka Bartory's Freundin und Spielgefährtin ihrer beiden jüngeren Brüder fast von dem Tage an gewesen, wo die Baronin sich im Zillerthale angesiedelt. Der nur einige Jahre ältere Vetter der kleinen Resi, Sepp, wurde einst als Beschützer der Kinder engagirt, avancirte aber bald zu ihrem Freunde, und seitdem Elka's Brüder abgereist waren, galt er ihr als bester Ersatz und vollkommener Trost.

Sowie es anmuthig anzusehen war, wenn Elka und Resi zusammen tanzten und sangen, so konnte man wiederum nichts Lebensfrischeres und Lebensfroheres

erblicken, als wenn Elka und Sepp auf den kleinen raschen Pferden dahinjagten, — er in der kühn und keck aussehenden Tyrolertracht, — sie in dem langen weißen Kleide — einen hellen Strohut mit flatternden Bändern auf den wehenden Locken.

Resi war anfangs sehr unglücklich über das Geschenk des Pußtengrafen, das sie so plötzlich davon ausschloß, die Dritte im Freundschaftsbunde zu sein. Sie söhnte sich erst etwas mit der Sache aus, als der kleine offene Wagen auch in Thätigkeit kam, sie darin neben der Baronin saß und man in demselben endlich einmal bis nach Innsbruck fuhr, wo ihre Cousine, die schwarze Crescenz wohnte, welche wegen ihrer Schönheit einen Ruf im ganzen Tyrolerlande hatte.

Die neue Leidenschaft Elka's für das Reiten drohte die letzte Lust am Lernen zu verdrängen. Es würde sicherlich das Wenige vergessen worden sein, das sie konnte, kam die Baronin, welche ihre Tochter jetzt selber unterrichtete, nicht auf den glücklichen Gedanken, auch dabei Sepp und Resi zu Gefährten ihres Kindes zu machen.

Ein Eifer für die Wissenschaften wurde aber auch dadurch nicht rege. Elka dauerte nur ein wenig länger bei den Büchern aus, guckten Sepp und Resi mit in die Welt von krausen Lettern. Als endlich alle Drei begriffen hatten, daß die Erde noch Anderes trug, als Berge und

Matten, daß die Pußta nicht an Tyrols Länderstrecken grenzte, da hielten sie sich für sehr klug und meinten, nun bald ausstudirt zu haben. Daß Elka dies von Tag zu Tag heißer ersehnte und jede Stunde für verloren erachtete, die sie nicht auf dem Rücken ihres Pferdes oder in ihrem Blumengarten verlebte, es kam vielleicht mit daher, daß Sepp sich auch im Zimmer bei den Büchern so langweilte — was Elka Alles noch erlernen sollte für höchst überflüssig hielt, und meinte, daß, wenn man gut Berge und Gletscher ersteigen, singen und die Zither spielen könne, der Bildungsgrad eines Menschen seinen Culminationspunkt erreicht habe! —

Wer über den Umstand je ernster nachgedacht hätte, daß Elka Bartory nicht gern über den Horizont der Anschauung des Tyrolerknaben Sepp hinaus ging — daß sie zu Nichts Lust bezeigte, woran nicht er oder seine kleine Cousine Resi Theil nahmen und ihr dabei Gesellschaft leisteten, — der würde darin vielleicht eine beängstigende Andeutung für ihre Zukunft gefunden haben — mindestens nicht so achtlos und sorglos geblieben sein, wie es die Baronin lange Zeit war, — wie sie es mehr und mehr geworden, je fester ihre zunehmende Kränklichkeit sie an's Haus und das Zimmer fesselte.

Elka Bartory zählte bereits dreizehn Jahre, als die erste große Veränderung in ihrem Leben — in diesem so völlig freien und ungebundenen Leben eintrat. — Um sie

mit all' dem Neuen und Andern, das sie dann umgab, vertrauter, — um ihr dies lieber und angenehmer zu machen, da hätten nicht die Zügel ihres Geschicks so straff angezogen werden dürfen, oder diese neue Lebenslage mußte nicht so heterogen von den Verhältnissen sein, unter denen ihr Geist jene Liebe zu fessellosester Freiheit gewonnen und ihr Charakter seine erste feste Prägung erhalten! — —

Zweites Capitel.

Volle neun Jahre lebte die Baronin Bartory im Zillerthale und über fünf Jahre waren seit dem Besuche ihrer Brüder vergangen, als eines Tages eine Extrapost den jüngern der beiden Grafen Western ganz unvermuthet zu ihrem stillen Asyl brachte. — Diese Reihe von Jahren, welche sie so sehr verändert hatte, zog gleichsam spurlos an der stattlich schönen Erscheinung des vornehmen Mannes vorüber, der, wie man noch von seinem ersten Besuche her wußte, Offizier und Adjutant eines Königs war.

Die Dorfleute, die den Grafen in dem offenen Wagen sahen und sogleich wieder erkannten, meinten auch den Grund seines Kommens zu wissen. Sie hatten in der letzten Zeit wiederholt von der Dienerin der Baronin gehört, daß dieser Bruder, der Vormund der Bartory'schen Kinder war, der Schwester über die stets hinausgeschobene Abreise aus dem Zillerthale zürnte, wo seine Nichte eine so wenig standesgemäße Erziehung erhielt. Sie dachten daher: „nun wird er sie selbst von hier fortholen oder mindestens die kleine Elka in die Stadt bringen."

Der Resi Mutter bestätigte diese Annahme und sprach

bedächtig zu den ihr befreundeten Frauen, welche der Extrapost nachschauten: „Er hat eingesehen, daß all' seine Briefe Nichts helfen, und ist nun selbst gekommen, um seine Ansicht besser zu verfechten."

Wahrscheinlich wäre jener brieflich begonnene Kampf sehr bald unter den Geschwistern mündlich fortgesetzt worden, hätte die Ueberraschung den Grafen Dagobert, seine Schwester so zu finden, wie er sie nun vor sich sah, nicht gewissermaßen stumm und mehr als besorgt gemacht. — Jene Spur von Lebensfarbe, die seine unerwartete Ankunft ihrem Gesicht gegeben hatte, verlor sich ebenso rasch wie sie gekommen war, und doppelt blaß erschien ihm das zarte Antlitz, das müde und erschöpft gegen das dunkle Polster des hohen Sessels lehnte. Ihre Trauerkleidung: das tiefschwarze Gewand, das, lang über den Boden hinfließend, sie wie in eine düstere Wolke hüllte, — der schwarze Spitzenschleier, der den Kopf umgab, — dies hob in seinen scharfen Contrasten die geisterartige Weise des Gesichts wahrscheinlich noch mehr hervor und verstärkte den Eindruck, den ihre matte Haltung machte. So gebrochen sie nun aber auch dalag, so voll Anmuth zugleich — und so leidend sie aussah, so schön war sie noch immer! Jene blonden Haarflechten, die so schwer über der Stirn lagen und denen man einstmals die Bezauberung des feurigen Ungars hauptsächlich zugeschrieben hatte, wie köstlich waren sie noch immer — wie herrlich paßte diese

einfache Tracht zu dem edelgeformten Antlitz! — Nur die blauen Augen, denen jetzt langsam Thräne um Thräne entrann, sie besaßen Nichts mehr von jenem Feuer, das sie einst so strahlend gemacht. Die dunkeln Lider — die tiefen dunkeln Schatten unter dem Auge — sie verriethen nicht nur die vielen, vielen Thränen, die das junge, zärtliche Weib dem ewig vermißten Gatten nachgeweint — sie zeigten noch mehr, wie krank sie war! —

Der starke Bruder — obschon nichts weniger als einzig Gefühlsmensch — schien den traurigen Anblick, noch weniger dies stille Weinen ertragen zu können. Es klang fast flehend zu ihr herüber, als er sagte:

„Mathilde, beruhige Dich und sei fest überzeugt, ich bin nicht gekommen, um Dir Elka fortzunehmen, sondern weil einige Worte Deines Briefes mich besorgt um Deine Gesundheit machten! Glaube mir auch, hätte ich geahnt und gewußt, daß Du so leidend bist, ich würde Dir wahrlich nicht so geschrieben, Dir dann nicht zugemuthet haben, Dich entweder von Elka zu trennen oder aber Dein Versprechen zu erfüllen: von diesem einsamen Thale ihretwegen zu scheiden, um ihr in der Stadt eine andere Erziehung angedeihen zu lassen — eine Ausbildung, die mehr jenen Plänen anpaßt, die wir einstmals mitsammen für Deine Tochter entworfen und welche Bruder Clamor und ich stets verfolgten.“

„Das sind ganz unausführbare Pläne geworden!“

rief die Baronin mit auffallender Lebhaftigkeit. „Hättet Ihr eine Ahnung von Elka's wahrem Wesen und Charakter, Ihr würdet nicht an der unglücklichen Idee fest gehalten haben, aus ihr eine Hofdame zu machen."

Der Bruder schwieg. Sah die Frau vor ihm nicht so krank aus, er würde seine Meinung dann vielleicht verfochten haben, die dahin lautete, in der Versorgung eines armen Mädchens aus vornehmer Familie als Ehrendame einer von ihren Unterthanen angebeteten Königin kein Unglück, sondern ein entschiedenes Glück — eins der glänzendsten Loose zu sehen, das ihr werden konnte. — Jetzt fragte er, einzig um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben: „Wo ist Elka — meine wilde Rose?" —

„Im Garten."

„Ist ihre Liebe zur Freiheit noch immer eine so starke, wie zu der Zeit, wo sie Miß Glandon damit in Verzweiflung trieb?"

Sie sah ihn nicht an — sah mithin nicht das heitere Lächeln, das im Rückerinnern an der Gouvernante Klagebriefe, sein ernstes Gesicht überflog und diesem schönen Gesichte so wohl kleidete. Sie hörte nur; sie brachte daher seine Frage einzig in Einklang mit den brieflichen Ermahnungen, jene ungebändigte Freiheitsliebe des Mädchens zu beschränken, — Ermahnungen, die ihr in letzter Zeit möglicherweise deshalb so lästig geworden,

weil sie sich bei den Worten der ernsten Sorge nicht zu erwehren vermocht, daß sie in ihrer Schwäche gegen das geliebte Kind zu weit gegangen sei und nicht ganz zu Elka's Besten jener Neigung nie einen Damm entgegen gesetzt hatte. — In gesunden Tagen hätte eine Anspielung auf die Sache sie vielleicht kaum berührt — an dem Morgen war sie krank, aufgeregt und erwiderte daher in gereiztem Tone:

„Ja, Dagobert, diese Liebe zur Freiheit ist noch immer in vollster Blüthe, denn Elka hat — dem Himmel sei Dank! keinen variabeln Sinn und ebenso viel Stetigkeit in ihren Neigungen, wie in ihrem Charakter! — Ihre beiden Leidenschaften: die zur Natur und zur fessellosen Freiheit, wirst Du darum jetzt vielleicht um so entwickelter in ihr finden, als damals, wo Ihr sie hier saht und Du ihr schon jenen poetischen Beinamen gabst, den Du eben wieder auf sie anwendest — Bruder Clamor aber in ihr nur ein zügelloses Kind erblickte und Deine wilde Rose „die wilde Hummel" hieß! . . . Aber bitte, Dagobert, sage dem Bruder Clamor ja, ich wäre sehr froh gewesen, daß meine Elka keiner seiner Töchter glich, die ich auf Haus Langenbrück kennen lernte und die schon in der frühen Kindheit vollendete Damen — unleidliche Zierpuppen waren! — Nach dem, was mir Euere gepriesene Miß Glandon von den später geborenen Sprossen des adelstolzen Grafenhauses erzählte, gleichen diese jüngern

Schwestern den ältern auf ein Haar — sind die echten Töchter ihres pedantischen Vaters, ihrer kleinlich gesinnten Mutter — sind die würdigen Nichten von Dir, dem Hofmanne par excellence, dem jeder freiere Aufschwung des Geistes ein Verbrechen erscheint, der Herz und Gefühl ganz aus dem Leben streichen — die Berechnung an deren Stelle setzen möchte, und welcher am liebsten seine wilde Rose auch schon unter die Schablone flacher Alltäglichkeit gepreßt hätte!“ —

Graf Western, der seine Schwester als das sanfteste, liebenswürdigste Wesen der Welt gekannt — sie stets ohne alle Bitterkeit gefunden und wegen ihrer ächt weiblichen, schönen Charaktereigenschaften einst fast vergöttern hatte, erschrak förmlich über den heftigen Ausfall, der in seinen Schlußsätzen die volle Spitze gegen ihn kehrte. — Aber wirkungslos prallte das Gesagte an ihm ab — nicht nur an dem Schilde seines guten Gewissens — mehr noch an dem Gedanken: wie sehr krank sie sein mußte, um so verändert zu sein! — Der heisere Klang ihrer in immer stärkerer Aufregung vibrirenden Stimme — der kurz fliegende Athem beängstigte ihn von Moment zu Moment mehr; — er achtete kaum des kränkenden Worts, das ihn so schwer beschuldigte. Und daß er sich nicht beleidigt fühlte, wie war ihm dies stets im späteren Leben, dachte er an das letzte Zusammensein mit der Schwester zurück, ein Trost — eine Beruhigung! — Wie freute er sich

immer, daß Selbstbeherrschung ihm ermöglicht hatte, Nichts zu entgegnen und Alles hinzunehmen, obschon er ihr gern gesagt, daß Leidenschaften bei Kindern bekämpft, geregelt werden müßten — daß sie vor Allem bei seiner Nichte, einem Mädchen, nicht so wild wuchern — nie so ausgiebige Nahrung erhalten dürfen!

Als er nun voll Rücksicht schwieg — sie freundlich, wenn auch bekümmert anblickte, da zeigte sich ihr wahres Wesen, ihr liebenswürdiger Charakter noch einmal. Sie eilte auf ihn zu, lag, ehe er's hindern konnte, neben ihm auf den Knieen, ergriff seine Hand und diese küssend, bat sie unter Schluchzen: „Vergieb — vergieb mir, lieber Dagobert, mein hartes Wort — meine unwahre Anschuldigung! — Niemand weiß ja besser wie ich, daß, wenn Du auch ein Hofmann, so zugleich der beste, edelste der Menschen, der aufopferndste Bruder bist! — Weiß ich doch jetzt, Du, Du allein hast es mir ermöglicht, hier so zu leben; — Du hast alle jene Schulden meines geliebten Mannes großmüthig gedeckt und ihm den ehrlichen Namen im Grabe verschafft. — O, wie hat es mich in der letzten Zeit oft bedrückt, zu denken, daß, wenn Du nicht so viel für die arme Schwester gethan, Dir vielleicht selbst den eignen Heerd begründet, ein Leben des Glückes geführt hättest! — Während Bruder Clamor, der reiche Majoratsherr, Nichts für mich that, nur Rath und gute Lehren für mich übrig hatte, hast Du gehandelt, als ob Du reich

und nicht einzig auf Dein Gehalt angewiesen seist! — Und ich konnte das eben vergessen, in meiner Angst und Aufregung um Elka's Zukunft, so ungerecht sein. — O, verzeihe, was ich mir nie vergeben werde!" —

War's dem Grafen auch gelungen, die Schwester empor zu ziehen und wieder in ihren Sessel zu setzen — ihrem Worte vermochte er nicht Einhalt zu thun. — Er stand ihr gegenüber gewissermaßen im Banne der zu großen Angst und einem nicht zu überwindenden Fürchten: Etwas zu sagen, das ihr schaden könne. Nur jetzt, als sie momentan schwieg, erschöpft zurücksank — da neigte er sich zärtlich über sie, küßte die kalte Stirn, die bleichen Wangen und sprach freundlich:

„Du idealisirst mich plötzlich wieder, wie in den Tagen unserer ersten Jugend! — Mein lediger Stand war mir kein Opfer. Dort bei Hofe nennt man mich den Weiberfeind. Das bin ich zwar nicht. Vielleicht fand ich nur nie die Frau, die meiner lieben, angebeteten Schwester, meinem Ideale, glich! — Vielleicht auch, liebe Mathilde," setzte er scherzend hinzu, „vielleicht wartete ich auch auf die mir bereits verlobte Braut. — Du weißt doch noch, daß dies Deine Elka ist, daß bei ihrer Taufe Dein lieber Mann sie mir feierlich als künftige Gemahlin versprach, trotzdem Graf Koralyi Anspruch auf sie für seinen Sohn erhob?!"

Ein Lächeln hell wie Sonnenglanz zitterte über das

bleiche Gesicht der kranken Frau und sie sagte in bebendem Tone:

„Ach, wie heiter und ausgelassen lustig war mein lieber, lieber Mann an dem Tage, der gerade Dein sechszehnter Geburtstag war! Du warst der Hübscheste aller Pathen Etelka's, und wie verlegen Du wurdest, als Bartory die Verlobungsidee anregte und ausmalte! Ich weiß noch, wie Du erröthetest, als ich Dir die Kleine im Wickelbettchen als Braut in den Arm legte — wie Du dann mit dem Ernst, der Dir stets eigen war, auf das winzig kleine Ding schautest, das Dich anlächelte und wir Deine ‚Zukünftige' nannten. — Wie neckte Dich mein Mann wegen dieses Erröthens! — Wie malte er Elka's Glück sich aus, als Deine Braut!— Gott Gott, wer hätte damals gedacht, daß weder er noch ich es erleben sollten, dies Kind als frohe Braut — unsere Tochter im Myrtenkranze zu sehen!"

Graf Western konnte abermals Nichts erwidern auf die Worte seiner Schwester. Nein — sie würde es nie erleben, dies Glück einer Mutter. Er ersah es aus ihren müden Zügen — von ihrer bleichen Stirn und aus dem dunkel umschatteten Auge! — Ja, kam es ihm doch in dem Moment so vor, als erlebe sie die nächste Stunde kaum, geschweige jenen ferneren Zeitpunkt. Und dann — dann mußte er denken, wie so manches Mal im Leben solches Glück einer Mutter das Unglück ihres Kindes ist, und wie

es vielleicht für die Mutter der wilden Elka Bartory gut sei, nicht zu erleben, sie als Braut — sie im Myrtenkranze zu sehen! — War's eine Vision, die Graf Dagobert hatte? oder machte ihn nur der Anblick jener, dem Grabe mit raschem Schritt zueilenden Schwester so traurig?! . . . Hundertfach — ach nein, tausendfach im spätern Leben, als der wilden Rose Geschick längst zu seinem festen, unabänderlichen Abschluß gekommen war — da dachte er dieses Moments — dieses Gedankens, der ihm so plötzlich gekommen — ihn so seltsam erschüttert hatte! — Er faßte sich — er bemühte sich, dem ernsten Gedankengange der Schwester eine andere Richtung zu geben. Es lag wiederum Humor in dem Tone — ein sonst so fremdes Element in dem Charakter dieses ernsten Mannes — als er lächelnd sagte:

„Höre, Mathilde, Eins muß ich berichtigen! Du nanntest vorhin unsern Bruder den ‚reichen' Majoratsherrn. Ist er dies nun auch in gewissem Sinne, weil Haus Langenbrück ein herrliches Gut — so ist er doch zugleich ärmer, wie hundert Andere, die ein solches Besitzthum ihr eigen nennen. Er hat keinen Sohn — hat aber acht lebende Töchter, von denen erst eine verlobt ist — All' sein Geld hängt am Gute, und stirbt er heute, so haben seine Wittwe oder ihre Octave von Töchtern nur das, das er ersparte. — Daß er also fast ängstlich spart — ist's ihm zu verdenken!? — Dazu ist er ein selten

zärtlicher Vater — ein pflichtgetreuer Gatte. Du mußt ihm diesen Eifer, für Frau und Kinder in erster Reihe zu sorgen, nicht als Mangel an Liebe zu Dir auslegen, denn oft, oft hat er mich gefragt, ob er mir nicht beisteuern solle zu Dem, was ich Dir sandte. — Dir war's genug, was ich geben konnte — also warum seine Kinder berauben!? — Ich gab Dir Alles gern, — ich hatte ja für Niemand zu sorgen, und es war mir Freude, für Dich und Deine Kinder zu sparen. — Ja, sieh' mich nur an, ich habe für Elka in Wahrheit gespart, — so, daß die brillanteste Erziehung ohne Kosten für Dich durch jenes kleine Capital bestritten werden kann."

„Ohne Kosten für mich!? — Ich glaube, Dagobert, mein Sorgen für Elka ist bald beendet. Wie gut aber von Dir, an sie zu denken, — wie gut auch, Bruder Clamor so hübsch zu vertheidigen! Er ist aber nicht nur sparsam — er ist auch ein eingefleischter Egoist und dazu machte ihn seine Frau — diese kalte, starre Natur. — O, wie hat sie mich mit ihren ewigen Lehren gemartert, Elka deutsch zu erziehen und ihr die ungarische, wilde Natur abzugewöhnen! — Sie und ihr Mann haben mir dadurch manche trübe Stunde bereitet und ich wäre vielleicht strenger gegen Elka gewesen, wenn sie mir nicht immer Strenge anempfohlen und mich zu weichherzig genannt hätten!" —

„Deine Kränklichkeit, von der Du nie geschrieben,

hat Dich wohl ein wenig reizbar gemacht, und Du legtest ein gut gemeintes Wort härter aus. Dann mußt Du auch bedenken, Bruder Clamor und seine Frau, Schwägerin Wilhelmine, schwärmen für die alte Erziehungsmethode, und ich nannte sie stets die Gesinnungsgenossen von Friedrich Wilhelm dem Ersten von Preußen. Kinder dürfen ihrer Ansicht nach nie einen Willen haben, und sie erziehen ihre Töchter in Wahrheit nach Schiller's Spruch ‚Gehorsam ist des Weibes Pflicht auf Erden.' — Uebrigens sind die dadurch erzielten Resultate glückliche und die Kinder auf Haus Langenbrück gut gerathene, gut geartete, und die beiden jüngsten Mädchen sind Deine Ebenbilder ganz und gar — sanft, lieblich und von seltener Herzensgüte!"

„Letzteres kann ich von Elka auch sagen. Das Kind hat das weichste Herz neben all' seiner Wildheit. Ich wünschte, Ihr hättet sie je sehen können, saß sie so still und geduldig zu meinen Füßen, war ich krank oder schwach. Da war sie wie ausgetauscht, und oft, unendlich oft habe ich sie in solchen Stunden mit geheimer Angst angesehen, wo diese zweite Natur: ‚ein entschiedenes Talent zum geduldigen Tragen des Schwersten' — so bei ihr hervortrat! — Mein Mann war stets der Ansicht, einem Menschen sei Nichts umsonst von Gott gegeben, und früher oder später erfülle sich das Geschick, dem diese oder jene besondere Gabe zu Statten komme. — Wie aber

mag Etelka's Loos sich wenden, ist auch ihr diese Befähigung zum geduldigen Hinnehmen des Unabänderlichen nicht umsonst verliehen!?"

Die Baronin hielt einen Moment, von tiefer Bewegung übermannt, inne — dann rief sie flehend: „Verlaß Du Elka nie — wie ihr Geschick sich auch erfüllen mag!"

„Gewiß nicht, Mathilde, — so Gott uns gnädig ist, bleibt Dir auch noch gestattet, über diesem Kinde zu wachen."

„Nein, Dagobert, lange nicht mehr. Ich dachte heute schon zu sterben und darum — darum schickte ich vorhin Elka hinaus in ihren Blumengarten, denn ich wünschte ihr den Jammer zu ersparen, mich im letzten Kampf mit meinen Leiden zu sehen."

„Allmächtiger Gott — so hast Du Dich gefühlt und dabei bist Du ohne Arzt — ohne Hülfe, ohne Beistand!

„Ruhig, Dagobert! — zu helfen ist mir nicht. — Das, was ich noch zu leiden habe, muß durchgekämpft werden, dem letzten schwachen Lebensfaden ist von keinem Arzte mehr Halt und Stärke zu verleihen! — Ich weiß das. Vor vier Wochen war ich in München bei jenem Doctor, der mich schon Jahre lang behandelt. Wie immer in den letzten Jahren, consultirte er mit einem Collegen über meinen Zustand. Diesmal beriethen Drei — dann Vier! Das Resultat ließ ich mir nicht vorenthalten. — Lautete der Ausspruch nicht auf: ‚rettungslos und ein

nahes Ende', . . . dann, Dagobert, hätte ich Elka in die Pension gegeben — so — so wünschte ich, das letzte meiner Kinder so lange bei mir zu haben, wie — — wie möglich. — Die Knaben ließ ich vor vierzehn Tagen kommen. Sie reisten vorgestern ab; wie es scheint, hat Matthias Dir Mittheilung über meinen Zustand gemacht — — er ahnte, was ich ihm zu verbergen suchte und erst in der Trennungsstunde mit ihm besprechen wollte."

Graf Western sprang empor. — Jetzt lag er zu Füßen der Schwester, barg einige Secunden lang in fassungslosem Schmerz den Kopf in ihren Schooß . . . . Sie beugte sich zu ihm nieder, rief leise flehend seinen Namen; er sah empor, fest hielten sie sich umschlungen zum letzten Abschied! —

In den Augenblicken war es, wo Jemand leise in das Nebenzimmer trat und wo ein Fremder Beide eine Zeit lang ungesehen, unbemerkt beobachtete und belauschte! — — Es war ein Knabe in Tyrolertracht. Ueberrascht verharrte er inmitten der Portiere auf der Schwelle. Er mochte fünfzehn Jahre zählen, erschien aber wegen seiner kleinen, gedrungenen Gestalt auf den ersten Blick jünger, während — wenn man ihn länger, prüfender betrachtete — sich herausstellte, daß der Ausdruck des hübschen jugendlichen Gesichts weit, weit über sein Alter hinausging. Schlauheit herrschte in jedem Zuge vor — sie

blitzte aus den blauen Augen, sie lag in tausendfacher und gefährlicher Andeutung in den etwas grob und sinnlich geschnittenen Linien des Mundes, sie thronte mit einem gewissen Triumphe auf der niederen Stirn und wich erst allgemach aus dem Gesichte, als die Baronin sprach, um da nun einem an Todesangst streifenden Schrecken Platz zu machen.

Die Worte, die er in dem leisen Gespräche der Beiden klar und deutlich verstanden, lauteten:

„Ja, Dagobert, ich fühle mich sehr unwohl — sehr schwach! — Unterdessen ich denn hier ein wenig ruhe, lies Du den Brief, den ich Dir schrieb — auch — — wenn Du willst, den an Graf Koralyi, Elka's Pathen, den Freund meines lieben Mannes. — — Die Briefe liegen dort oben in dem Fache meines Secretairs, wo der Schlüssel steckt. Ich war vorhin dort — um da, ja — was wollte ich doch da thun!? . . . es war etwas Wichtiges! — o, wie bin ich doch so sehr zerstreut! — Ja, jetzt weiß ich's — ich wollte zwei alte Briefe, die ich in derselben Angelegenheit einmal schrieb: ‚meine Bestimmungen über Elka's Zukunft, die ich vergangenes Jahr traf,' diese alten Briefe an Dich und Koralyi wollte ich vernichten. — Oder habe ich sie zerrissen? — ich weiß es kaum! — Nun, Du wirst es sehen, wenn Du die Schublade öffnest. Die alten Briefe sind mit einem schwarzen Bande umwickelt — die anderen that ich schon

in die Couverts, die bereits adressirt sind und die ich vorhin noch versiegeln wollte. Es sind seltsamer Weise die beiden letzten großen blauen Couverts, die ich von Dir hatte — ich dachte, als ich sie neulich beschrieb: ‚das sind vielleicht die letzten Briefe, die ich im Leben überhaupt schreibe!‘ — Nun ist es so! — Was ich jetzt noch etwa auf dem Herzen habe, kann ich mit Dir besprechen, und nicht wahr, mein lieber, lieber Dagobert, Du thust Alles so, wie ich es wünsche — wie ich's für Elka bestimmt habe? So ist es das Beste und dies wilde Kind — Deine wilde Rose —“

Die Baronin stockte plötzlich — ihr Auge war auf den Knaben gefallen, der sie mit so todesblassem, angsterfülltem Antlitz anstarrte! — Sie stieß einen lauten Schreckensschrei — einen wahrhaft herzerschütternden Schrei aus — sie griff mit beiden Händen zum Herzen — dann sprang sie empor, wie von einer Feder aufgeschnellt — stürzte auf den Knaben zu und über ihre kreideweißen Lippen tönten die kurzen, verzweiflungsvollen Fragen: „Sepp, was geschah — ritt Elka aus — ist sie — todt?“ —

„Nicht doch, Frau Baronin! — Elka ist munter wie eine Forelle im Bach!“ rief der Knabe schnell. „Sie schickte mich nur in's Haus, den Levkoyensamen zu holen, den Sie mit von München brachten.“

„Gott sei gedankt!“ — Nur diesen einen Ruf —

die letzten Worte ihres Lebens — und damit stürzte sie zu Boden. Der Bruder dachte, sie sei todt und der Schreck habe den schwachen Lebensfaden ebenso rasch wie plötzlich zerrissen. Als er sich über sie neigte, sie vom Boden empor hob, fühlte er, sie athmete noch und laut rief er um Hilfe. — — Die Dienerin kam. — Mit ihrem Beistand trug er die Schwester in ihr Schlafzimmer, da das Mädchen sagte: „O, nur rasch in's Bett, da erholt sich die Frau Baronin stets am besten."

Sie hatten Beide kaum die Stube verlassen, so flog der Knabe auch schon rasch und geräuschlos wie ein Pfeil hinter ihnen her und zog die Thüre leise zu. Mit ebenso schnellem und lautlosen Schritt eilte er dann zum Secretair, öffnete die von der Baronin bezeichnete Schublade und bemächtigte sich der darin liegenden Briefe im blauen Couvert, sowie jener, die ein schwarzes Band umwand. Einige Secunden später und — Elka Bartory's Zukunft war anders entschieden, als die Mutter gewollt! — Ein kurzes gewandtes, aber dennoch vorsichtiges Handeln griff ausschlaggebend in ihr Geschick. Die Briefblätter aus den blauen Couverts ruhten in der Tasche von Sepp Kocherl's Jacke — die Blätter, die das schwarze Band gehalten und die vernichtet werden sollten, steckten in den blauen Umschlägen und lagen geborgen in dem Fache. — Der Knabe athmete auf — lauschte — da rief eine

Kinderstimme leise: „Um der heiligen Jungfrau willen, Sepp, was hast Du gethan!?“ —

Seine blitzenden Augen wandten sich zum offenen Fenster. Ueber der niedern Brüstung tauchte ein blasses, erschrockenes Gesicht auf. Ein Satz und der Knabe stand außerhalb des Fensters, riß das Mädchen mit sich fort, hinter einen nahen Baum, und sagte leise:

„Resi, still! — Die Baronin wollte die Elka fortschicken — mit fort zum Pußtengrafen nach Ungarn. In diesen Briefen steht's — — ich sah es, als sie sie neulich schrieb — hörte es eben, als sie zum fremden Herrn, dem Onkel Dagobert, davon redete. Wie die Pußta ist, Resi, Du weißt es von dem Manne, der die Pferde brachte: ein ödes, weites Land — nirgends ein Berg — kein Berg mit Wald — kein Berg mit Schnee! — Elka aber sagt, sie stirbt, wenn sie keine Berge hat. — Sollten wir sie sterben lassen? — Nein. — Sollten wir es leiden, daß sie überhaupt von hier fort kommt? — Nein und hundertmal nein! — Du weißt, durch Elka haben wir es Beide gut und brauchen nicht zu arbeiten, wie andere Kinder in unserem Alter. Die Baronin giebt Deinem armen Vater, Deiner Mutter viel — viel Geld, daß wir mit Elka spielen und lernen — ich sah das oft. Sollen wir nun all' das Gute entbehren, das Deine Eltern für das Geld kaufen? — sollen wir elend leben — vielleicht gar hungern, wenn wir nicht arbeiten und die

Unterstützung nicht haben? — Nein und abermals nein! Elka also muß hier bleiben."

„Aber sie wird nicht hier bleiben, Sepp! — eben erst hörte ich, wie die Mutter mit dem Vater davon sprach, daß der Onkel Dagobert nur gekommen sei, um Elka fort zu holen."

„Elka fort holen? — das leidet die Baronin nicht und Elka geht auch nicht fort. Du weißt, was Elka will, geschieht. Denk' nur an die Gouvernanten!"

„Ja — ja, das war so lange die Baronin lebte — die Mutter aber meint, sie stürbe bald, und Graf Dagobert wäre Elka's Vormund."

„O, wenn ich doch nur den andern Brief an ihn auch mit fortgenommen hätte! — Wie dumm ich war. Ob ich ihn noch hole?"

„Wie — Du willst noch einmal in das Haus!?" rief das kleine Mädchen entsetzt. „Das leide ich nicht! fügte sie energisch hinzu. „Steigst Du in das Fenster, so schreie ich, so laut ich kann, und dann hält man Dich als Dieb fest."

Seine blitzenden Augen ruhten eine Secunde mit einem Ausdruck auf ihr, wie wenn er sie erwürgen möchte, daß sie wagte, ihm entgegen zu handeln — daß sie wagte, ihn so zu benennen. Wohl erschrak sie, sagte aber mit Bestimmtheit:

„Ja, Du bist ein Dieb, Seppi, denn Du hast der

Baronin Briefe gestohlen. Das ist eine Sünde, was Du thatest, und wenn es der Herr Pfarrer wüßte, gäbe er Dir sicher nicht so schnell Absolution, wie neulich, als Du den Rehbock getödtet hast. — Ob ich es wohl verrathen — anzeigen müßte?"

Der wilde junge Bursche wandte dem Anschein nach das beste Ueberredungsmittel an, als er die kleine Sittenpredigerin umfaßte und ihre Lippen mit einem Kusse versiegelte. Sie fort und fort küssend und ihr süße Schmeichelnamen zuflüsternd, zog er sie immer weiter aus der Nähe des Hauses fort.

Drittes Capitel.

Die erschütterndsten Ereignisse des Lebens sind und bleiben die, wo binnen Minuten ein unabänderlicher Wechsel erfolgt und das Geschick in beflügelter Hast seine ernstesten Wendungen an uns heranträgt. — Der Tod ist zwar nicht immer die schlimmste solcher Wendungen im Bereiche der nach so verschiedenen Richtungen hin auslaufenden Phasen des Schicksals, aber — sicher ist er immer die ergreifendste! — Sein dunkles Räthsel steht nie so unfaßbar, unbegreifbar und selbst düster vor uns wie in den Momenten, wo er den Geist, der eben noch gedacht, rastlos gekämpft und gerungen, so plötzlich zur Ruhe verweist, so schnell an's Ende seiner Pläne und Entwürfe, seines Wünschens und Wollens bringt, — das Herz, das eben noch tief und lebendig empfunden und sich inmitten der hin und her wogenden Fluth des Bangens und Hoffens befand, still steht für immer . . . der Körper, den eben noch das Leben durchglühte, starr, kalt, todt vor uns liegt! . . . Durch all dies Entsetzliche des Todes bricht nur ein Lichtstrahl. — Wer ihn sieht — wer an

die göttlichen Verheißungen der Auferstehung und des ewigen Lebens glaubt, — für Den giebt's nach dem ersten Schreck mindestens keine weiteren Schrecken mehr, und in die Trauer über den Verlust mischt sich das Hoffen auf ein Wiedersehen! —

Die Wandlung des sterblichen Körpers, der unsterblichen Seele — sie hatte sich auch so rasch im Hause der Baronin Bartory vollzogen. — Dachte der Mann über das Wie dieses unlösbarsten aller irdischen Räthsel nach, der kaum eine Viertelstunde später in demselben Zimmer stand, wo Jene so kurz zuvor noch mit ihm geredet hatte, deren Mund nun auf ewig verstummt war!? — Ernst genug sah er dazu aus, um auf solche Gedanken schließen zu lassen. Zugleich war aber neben allem Ernst ein Ausdruck in seinem Auge, als sein Blick beim Eintreten in das Zimmer über den leeren Sessel der Schwester fort schweifte, hin zum Himmelsdom, als befolge er auch das Gebot, das uns über den Tod gegeben ist: „Zu wandeln im Glauben und nicht im Schauen!" — Und mußte er auch eine Weile mit dem Empfinden kämpfen, das der Anblick dieses leeren Zimmers wach rief, er besiegte es bald, denn immer ruhiger wurden Auge und Züge; — des Todes dunkler Bann fiel mehr und mehr von ihm ab und er entsann sich der Pflichten, die das Leben an ihn stellte. — Die erste!? — Mahnte ihn daran etwa des Zimmers Schwelle, wo zuvor der Knabe gestanden, dessen

lachendes Gesicht ihm so widerlich gewesen, als er Elka Bartory mit einer Forelle verglich? Raschen Schrittes ging Graf Western mindestens in den Garten — kein Blick traf hier des Sommers sonnige Pracht und jenes köstliche Landschaftsbild, welches das blumenreiche Terrain umgab. Der Ton heftig streitender Stimmen hemmte plötzlich seinen Gang. Unwillkürlich blieb er stehen, lauschte, ging dann rascher vorwärts und stand erst wieder still, wo ein dichtes Gebüsch auf einer kleinen Rasenfläche emporstieg, hinter dessen Stauden jene Beiden weilten, die er reden hörte.

Es lag jetzt etwas Bittendes, Beschwörendes in der Stimme des Knaben, der eben noch voll Ungeduld, fast heftig mit dem weinenden Mädchen gesprochen hatte. Er sagte: „So sei doch wieder freundlich, Elka! und liebe, liebe Elka, glaub's mir doch, daß ich jener dummen Resi aus ganz anderen Gründen einen Kuß gab, als — aus Liebe!"

„Einen!?" wiederholte eine seltsam tiefe Stimme grollend, „einen? Du hast sie mindestens zwanzig Mal geküßt, und Du weißt, ich kann das nicht leiden, Sepp!"

„Und wenn ich sie hundert Mal küßte," rief der Knabe übermüthig, „es geschah doch nur Deinetwegen, Elka!"

Welcher Accent von Leidenschaft und Verachtung lag in dem Tone, mit dem das eine Wort: „meinetwegen?" von jenen bebenden Kinderlippen wiederholt wurde! —

„Ja, ja, Deinetwegen — einzig Deinetwegen! — ich kann's, ich darf's Dir nur nicht sagen, weshalb."

„So! — und was Du mir nicht sagen kannst — dies Geheimniß theilt Resi mit Dir — diese Resi, die mir vorhin so triumphirend zurief, daß Du sie viel, viel lieber hättest, wie mich, — daß sie nun Deine Braut sei und einst Dein Weib würde."

Hell und fröhlich lachte der Knabe auf und rief in jenem Tone des Uebermuths, den er schon einmal angeschlagen: „So laß sie Das doch denken, wenn sie's so glücklich macht!"

„Andere denken es aber auch, Sepp, und Du hast mir gestern erst gesagt, Resi würde nie Deine Braut."

„Sie wird's auch nicht! — Nie wußte ich das klarer, wie gestern, als wir in der Kirche bei der Trauung des Hans vom Lindenhofe waren. Entsinnst Du Dich noch, Elka, daß da der Herr Pfarrer sagte, sein Weib müsse man lieben über Alles!? — Die Resi über Alles lieben?" — Er lachte wieder hell und lustig, setzte aber plötzlich ernst hinzu: „Elka, soll ich Dir sagen, wen ich so lieb habe — lieb über Alles und wer — wenn Du es wolltest — einzig mein Weib würde?"

Eine Pause trat ein. Graf Western umging mit schnellem, wenn auch leisem Schritt die Wegbiegung — nun sah er die Beiden vor sich, die miteinander gesprochen hatten: jenen Knaben, der seine Schwester so erschreckt

und der jetzt die feine, schlanke Gestalt eines weiß gekleideten Mädchens fest umfaßt hielt, und der die Worte, die er ihr vielleicht heimlich zuflüstern wollte, im Uebermaß seiner lebendigen Empfindung laut, leidenschaftlich ausrief — die Worte:

„Dich liebe ich über Alles! — Nur Du wirst mein Weib!" —

Eine förmlich geisterhafte Blässe legte sich über das aristokratische Gesicht des vornehmen Mannes. — Welche Selbstbeherrschung bewies er aber in seinem, an Entsetzen streifenden Schreck, daß er lautlos zurückwich — daß er nicht dem ersten heftigen Impulse folgte, der ihn antrieb, seine junge Nichte den Armen dieses kecken Bauernknaben zu entreißen!

Als er wieder hinter dem Gebüsche stand, rief er ruhig: „Elka — Elka!" und dem Rufe, sowie der langsamen Frage: „Kind, wo bist Du nur?" hörte, merkte man Nichts von der Erschütterung an, die jene Scene in seinem Geiste, seinem Herzen, wach gerufen hatte.

„Elka, es ist Dein Onkel!" flüsterte der Knabe.

„Mein Onkel — mein Onkel ist da?" rief das Mädchen hell aufjubelnd, setzte aber dann leise, langsam hinzu: „Welcher?"

„Dein Onkel Dagobert — ich kannte ihn gleich wieder."

„Mein Onkel Dagobert! und das — das sagst Du

mir erst jetzt? — O, laß mich los, Sepp, laß mich los! — Onkel Dagobert! — Onkel, hier bin ich!"

„Mit diesem letzten Rufe hatte die über den Rasen dahin fliegende Gestalt den trennenden Raum überwunden, hing an den Armen und lag an der Brust des Grafen, ehe er sich noch ihres Kommens versehen. — Und nur so weit reichte die kleine, zierlich gebaute Gestalt der Nichte, die ebensogut hätte „Elfe" statt Elka heißen können, an dem hohen, stattlichen Onkel empor, welcher sich heute nicht, wie einst, zu dem geliebten Kinde der einzigen Schwester hinabbeugte, um sie zu sich emporzuziehen und zärtlich zu küssen.

„Wie bildhübsch sie ist!" so aber dachte er, als er in die großen dunkeln Augen blickte, die mit so leuchtendem Strahl zu ihm emporsahen — als der von langen, lichtblonden Locken wild umwogte Kopf sich mit so lebendiger Bewegung gegen ihn erhob — dies reizende Kindergesicht mit so glückseligem Ausdruck ihm zugewandt war und über die vom lieblichsten Lächeln umzuckten Lippen stürmisch die Frage tönte: „Warum giebst Du mir keinen Kuß, Onkel Dagobert?" —

Warum? Konnte, mochte er die Lippen nicht berühren, die eben jener verwegene Bauernknabe geküßt? Dachte er überhaupt daran, als trotz der Reclamation der Kuß nicht erfolgte und er einzig gedankenvoll über die blonden Locken strich und jenen hübschen Kopf fester

an seine Brust drückte? — Er machte sich das „Warum“ nicht klar, sie hatte es schon in nächster Minute vergessen, und quecksilbern, wie die kleinen beweglichen Füße, die mit leichten, elastischen Schritten den stattlichen Onkel nun wieder umtanzten, so unruhig schien auch der Geist Elka Bartory's zu sein; denn plötzlich von der Freude des Wiedersehens abspringend, fragte sie rasch und lebendig: „Wo ist denn die Mama, schläft sie noch immer?“

Der Gedanke an diesen langen Schlaf der Schwester und wie dies sorglos lachende Kind nun auch noch der Mutter beraubt war, dieser Eindruck war so überwältigend, daß er darüber ganz den Unmuth, Schreck — ja das Entsetzen vergaß, das jene Scene unter den Kindern in ihm wach gerufen hatte. — Nun umschlang er seine kleine Nichte plötzlich mit einer Art von Inbrunst, küßte die klare Stirn, die weichen Lippen und sagte zärtlich: „Komm' mit mir in jene Laube, Elka, denn ich habe mit Dir zu reden, ehe wir in's Haus und hin zu Deiner Mutter gehen!“

Wohl fiel dem Kinde der Ton auf, mit dem der Onkel sprach, der Gesichtsausdruck, mit dem er sie ansah, aber noch kannte sie den Schmerz nicht und seinen Einfluß auf den Menschen, und sie wußte sich Eins so wenig zu deuten, wie das Andere! — Wie unklar ihr aber auch Beides bis zu dem Augenblick — so klar stand in ihrem

ganzen spätern Leben diese Stunde, diese Minute der Grenze vor ihrer Seele, wo ihre schattenlose Kindheit endete und die den ersten, stets schmerzlich empfundenen Wechsel in ihr bis dahin sonnenhelles Dasein trug! —

Der Ruf des Jammers und der Klage, der plötzlich aus der Laube tönte, in die Graf Western seine Nichte geführt hatte, er drang auch zu dem lauschenden Knaben, der, hinter jenem Busche geborgen, des Kommenden, des Weiteren harrte. — Wie ein Rasender stürzte er hervor, der Stelle entgegen, wo jetzt der Onkel das schluchzende Kind in seinen Armen hielt, mit leisen Worten der Liebe über einen Verlust zu trösten suchte, der zwar bereits beweint, doch aber ganz noch nicht begriffen war und nun erst mehr als Schreck, denn schon als solcher Schmerz empfunden wurde, wie er dem Kindesherzen später immer fühlbar blieb. —

„Meine Mutter fort! meine Mutter die Erde verlassen!?“ so rief die kleine Elka jammernd, als Sepp am Eingang der Laube erschien, wo der ernste Blick des Grafen ihn zur Stelle bannte.

„Ist die Baronin todt?“ fragte er angstvoll.

„Todt!“ rief Elka entsetzt, „meine Mutter ist todt! — meine Mutter kommt nun auf den Kirchhof in die dunkle Erde!“ rief sie heftiger und voll Schauder.

„In die Erde, Elka, kommt nur ihr Körper. Sieh

hinauf zum Himmel, Kind, da — da suche ferner ihren Geist. Da ist sie bei Gott und Deinem lieben Vater."

In Elka Bartory war außer der Freiheit kein anderer Begriff klar oder genügend entwickelt, die Anschauung über den Himmel so dunkel und verwirrt, wie über Alles, das die Erde außerhalb des kleinen Thales trug, wo sie bisher gelebt und so wenig erlebt hatte. — Sie starrte daher mit weit geöffneten Augen auf ihren Onkel, rief dann von Neuem klagend: „O, so vom Himmel sprach schon die Mama zu mir; Sepp und ich, wir wissen es aber besser: der ist zu hoch, als daß man hinauf kann, und wie hoch man auch steigt auf der höchsten Berge Spitzen, hinein kommt man doch nicht! — Hineinfliegen kann man auch nicht — der Mensch kann sich nie halten, wie der Vogel — er würde gleich wieder hinunter fallen. Im Himmel ist sie also nicht."

„Elka, wer hält denn Sonne, Mond und Sterne am Himmel? — kennst Du nichts von dieser Kraft — von jener starken Hand?"

Sie hörte kaum mehr — sie war dem ruhigen Zuspruch nicht mehr zugänglich. Was sie begriffen hatte, brachte sie ganz außer sich, und sich losreißend aus dem sie liebevoll haltenden Arme, vorüberstürzend an Dem, den sie kaum sah, flog sie mit dem Rufe: „Meine Mutter soll nicht in die dunkle Erde!" dem Hause entgegen.

Einen Moment war es, wie wenn der Knabe ihr nacheilen wollte, dann besann er sich eines Andern und trat wieder näher zu der Laube, indem er hastig fragte: „Nicht wahr, Elka bleibt bei uns, auch wenn die Baronin todt ist?“

Graf Western erhob sich, ruhig schritt er auf den Knaben zu, ergriff mit starker, fester Hand die kleine stämmige Gestalt, hob sie über den nahen Zaun, ließ sie dort nicht ohne Vorsicht auf die Erde nieder, dann aber sich rasch und heftig schüttelnd, wie wenn er durch diese energische Bewegung alles Widerwärtige abwerfen könne, das der Anblick jenes Bauerburschen in ihm wach gerufen hatte, sprach er voll Bitterkeit und mit einem unsagbaren Hochmuthe:

„Geh' zu Deinen Kühen, Kind, und kümmere Dich nicht um Etwas, das Dich gar nichts angeht! — Solltest Du aber dennoch an Die denken, die Deine Spielgefährtin leider war, so bedenke: für Dich heißt sie nicht Elka, für Dich ist sie die Tochter des Barons Bartory-Gödöll und meine Nichte, die Nichte und zugleich Mündel des Grafen Dagobert Western von Haus Langenbrück! — Und nun noch Eins, Sepp Kocherl, das Letzte unter uns: Laß Dich, so lange wir, ich und meine Nichte — Baroneß Etelka Bartory — noch hier im Dorfe sind, nicht mehr dort in dem Hause oder hier im Garten sehen! Ich will Deinem frechen Gesichte hier nicht wieder begegnen, ich

könnte auch das nächste Mal, wo wir uns sehen, vielleicht nicht so wie jetzt vergessen, daß durch Dein leises Einschleichen in die Stube meiner Schwester Du ihr den Tod durch jenen Schreck gegeben hast."

Der Graf wandte sich ab und verließ den Platz, ehe der überraschte und völlig bestürzte Knabe zur Besinnung gekommen war und begriffen hatte, von den entwendeten Briefen wußte der Herr Nichts, der so sehr böse auf ihn zu sein schien und ihn mit Augen angesehen, vor denen er sich in Wahrheit gefürchtet hatte, obschon Furcht sonst durchaus nicht in seiner Natur lag, oder er je etwa leicht eingeschüchtert gewesen wäre! — Was ihm zuerst klar wurde und schwer auf's Herz fiel, daß er Schuld an dem Tode der Baronin tragen sollte, der geliebten, der engelschönen Frau, die stets so gütig gegen ihn gewesen! — In wildem, zügellosem Schmerz warf er sich in's Gras, die Anklage schmetterte ihn nieder und erst nach und nach verlor der Vorwurf, den er sich selbst machte, seinen bittern Stachel. Immer entschiedener rief er: „Nein, nein, ich habe sie nicht getödtet!" immer heftiger beklagte er, die anderen Briefe nicht mit sich fortgenommen zu haben, da sie dem Grafen vielleicht ein Anrecht an Elka gaben, während die, die er entwendet hatte, ihm plötzlich lange nicht so schlimm in ihren Folgen erschienen. — Diese waren aber unwiederbringlich verloren, jene sicher schon in der Hand des Onkels und für ihn

unerreichbar! — Die entwendeten Briefe hatte er in hundert und aber hundert kleine Stücke zerrissen und in den Bach geworfen, der den Garten durchströmte. Den kleinen, so rasch dahin rinnenden Wellen ernst nachschauend, sagte er trostlos: „O, ließ ich sie doch lieber zum Pußtengrafen ziehen, denn da könnte ich vielleicht mit hin; dieser böse Onkel, der sie nun sicher mit sich fortnimmt, der wird mich nie — nie in seiner Nähe dulden! — Daß er sie mitnimmt, ist gewiß, denn er sprach ja: ‚so lange wir noch hier sind‘. So lange! — wie lange wird das sein?“

Es war nicht lange! Sepp ahnte richtig. Dem Grafen schien der Boden unter den Füßen gleichsam zu brennen, und schwerer, als er gedacht, war es, Elka von ihren bisherigen Freunden fern zu halten. Es geschah aber mit Energie und Consequenz. Er dankte daher fast Gott, als sie krank wurde, als ihre heftigen und leidenschaftlichen Schmerzensausbrüche sie endlich niedergeworfen und ein Entweichen unmöglich machten.

Als ihre Mutter begraben wurde, war sie bereits bewußtlos — bewußtlos wurde sie auch noch in den Wagen gebracht, der sie dem Zillerthal entführte; denn als der herbeigeholte Arzt dem Grafen erklärte, der Transport könne auf diese Weise ohne alle Gefahr für ihren Zustand stattfinden, zögerte er keinen Augenblick, sie auf diese leichtere Weise der geliebten Heimath zu ent-

reißen. Als sie unter Aufsicht des Arztes und einer guten Wärterin geborgen in diesem Wagen lag, der in der dunkeln, lauen Sommernacht unbemerkt durch das stille Dorf fuhr, athmete Graf Western förmlich auf und erledigte nun ruhiger und rasch die letzten Geschäfte, die er noch unter Beistand eines Advocaten im Hause der verstorbenen Schwester abzuwickeln und zu ordnen hatte. Ehe er aber selbst abreiste, kam noch der Geistliche des Orts zu ihm und berichtete in höchster Aufregung ein Geständniß, das ihm Sepp Kocherl gemacht hatte. — Es betraf die von dem Knaben entwendeten Briefe! — Graf Western hörte die Sache ruhig und höflich an, entgegnete aber am Schluß mit stolzer Kälte:

„Mich zu betrügen und zu hintergehen, da ist der Bursche doch zu dumm und ungeschickt! — Nebenbei, Herr Pfarrer, bin ich unter den eingetretenen Verhältnissen als Elka Bartory's Onkel — nächst meinem Bruder — nicht allein der natürliche Beschützer des Mädchens, auch ihr und ihrer Brüder Vormund, und bin dazu von ihrem Vater mit der weitgehendsten Vollmacht ausgestattet. — Wenn meine Schwester daher nicht — wie sie gethan hat und Sie wissen — ihre Tochter unter meine und meines Bruders Obhut gestellt, schwerlich würden wir uns unserer Rechte an Elka begeben haben. Daß Sepp Kocherl, der kleine Bauernknabe, aber meint, er könne nun durch eine etwas grob erfundene Fabel Elka Bartory's Geschick in

andere Bahnen leiten und mich veranlassen, meine Nichte und Mündel dem Grafen Koralyi zu senden, das ist einfach lächerlich und eine Sache, die keine weitere Beachtung verdient."

„Wie, Sie glauben ihm nicht?"

„Kein Wort!"

„Aber —"

„Ich ersuche Sie, den Gegenstand fallen zu lassen und versichert zu sein, daß, hätte mich nicht schon kürzlich mein junger Neffe Matthias vor jenem Sepp gewarnt, und ihn als einen bösen Umgang für Elka bezeichnet, ich mir jetzt, auch ohne ihn, ein gleichlautendes Urtheil nach des Knaben frechem Gesicht und Wesen gebildet haben würde."

„Sollte er aber fähig sein, Angesichts des Todes der von ihm so hoch verehrten Frau zu lügen?"

„Wäre jener Diebstahl nicht noch Schlimmeres?" fragte der Graf ein wenig scharf.

Der Geistliche gab dies zu, er unterschätzte aber auch nicht die Motive, die den lebhaften Knaben zu dem Unrecht verleitet, und für ihn lag in dessen Liebe zu seiner Spielgefährtin, in dem Wunsche: Elka an's Zillerthal zu fesseln, ein Entschuldigungsgrund. Was er aber auch dachte und sagte und für seine Pflicht hielt, zu Sepp's Vertheidigung anzuführen, er fühlte, des Grafen Anschauung beeinflußte er nicht. — Dieser beharrte dabei, in ihm nur einen verwegenen Ränkeschmied und Lügner zu sehen. —

Was der Graf längst gewünscht, geschah denn endlich, der Geistliche verließ ihn, ging aber doch nicht von ihm, ohne nicht noch einmal tief das Unglück beklagt zu haben, das die arme kleine Elka so früh durch den Tod der Mutter betroffen.

Selbst hierin wich die Ansicht der beiden Männer von einander ab, denn seitdem Graf Western der Scene unter den Kindern im Garten beigewohnt, sah er, trotz aller Trauer über den Verlust der Schwester, doch ein Glück für Elka in diesem Tode. —

„Was hätte dort aus dem Mädchen werden, welches Schicksal sie ereilen können!?" so rief er schaudernd, als die Berge des romantischen Zillerthals immer weiter hinter ihm zurückwichen, und er dachte und hoffte, wie Elka nun dem schrecklichen Leben und Loose entzogen sei, welches er durch jene Scene in seinen ersten Andeutungen über das geliebte Kind hereinbrechen sah.

Graf Western vergaß in seiner Aufregung und bei dem Urtheile Eins — die Hauptsache: daß der Mensch, der sich nicht selbst zu schützen und zu stützen versteht, immer und ewig — wie sorgsam auch behütet — dennoch meistens einmal im Leben seinen festen Halt verliert und jener feindlichen Macht verfällt, die in jedem Menschenschicksal dunkel waltet, — da aber vor Allen plötzlich ihr Opfer erfaßt und schreckensvoll vernichtend wirkt, wo man so sicher gewähnt, ihr hindernd entgegentreten zu können, ihr ein festes, unübersteigliches Bollwerk errichtet zu haben!

Viertes Capitel.

Sechs Jahre sind vergangen. Wir finden Elka Bartory in durchaus veränderter Lage und Umgebung wieder. Sie steht in geschmackvoller Balltoilette vor dem hohen Spiegel eines elegant ausgestatteten Gemaches im königlichen Schlosse, und eine ältere, dem Anschein nach sehr erfahrene Kammerjungfer ist diensteifrig bemüht, dem Kranze von weißen Hagedornblüthen, der auf ihren blonden Locken ruht, eine noch gefälligere Form zu geben. Das schimmernd weiße Seidenkleid, dessen Volants mit Bouquets aus gleichen Blüthen hie und da graciös aufgenommen sind, fließt lang über den Boden hin, und die über den letzten Besatz weit hinauswallende Schleppe die das Hofcostüm vervollständigt und sich in elegantem Fall um ihre schlanke, feingebaute Gestalt drapirt, läßt sie größer erscheinen, als sie in Wahrheit ist. Die blonden Locken umwogen noch dicht und fessellos, wie einst — jetzt nun voll Kunst so natürlich geordnet — ihren reizenden Kopf, und der zarte Teint des jungen Mädchens wird nicht im Mindesten beeinträchtigt durch den schnee-

gleichen Anzug, noch durch jene lichten weißen Blüthendolden, von denen sich einzelne bis hin auf die Stirn neigen.

Hübsch und reizend wie einst ist Elka Bartory noch, ja ist jetzt mehr wie das, und man findet sie allgemein blendend schön, hinreißend und bezaubernd! — Für Den aber, der sie als Kind in jener fessellosen Freiheit des Zillerthals gekannt hat und wo ihr Onkel ihr den passenden Beinamen „wilde Rose“ gegeben, da liegt etwas in Augen und Zügen des lieblichen Gesichts, das eine empfindsame Natur betrüben und Dem, der sie liebt Sorge machen könnte, — dem Lebenserfahrenen jedoch wiederum einzig die Andeutung und den Beweis liefern würde, daß eben Jedes auf der Welt dem Wechsel unterworfen ist, die Schatten der Erde überall ihre Spur zurücklassen und Schicksal und Verhältnisse nicht allein den Charakter formen, auch dem Antlitz ihren unverkennbaren Stempel aufprägen. —

Nachdem Elka Bartory den schriftlichen Bestimmungen ihrer Mutter zu Folge erst ein Jahr auf Haus Langenbrück unter Miß Glandon's Leitung gelebt, war sie noch drei Jahre in einer berühmten Erziehungsanstalt gewesen. — Sie war zu der Zeit vergleichbar einem jungen wilden Vogel, den man in einen Käfig gesetzt, der vergebens gegen dessen Stäbe mit den Flügeln anschlägt, jenen Flügeln, die nie bisher ein Hemmniß gekannt, der

sich tausendmal den Kopf stößt, oft blutig stößt an diesen ihm gesteckten, ungewohnten Grenzen, endlich aber ermattet abläßt von all' den ergebnißlosen Versuchen, seine Freiheit wieder zu erringen, sich in Geduld dem über ihn hereingebrochenen Schicksal fügt und nun beginnt, auch die Melodieen zu lernen, die ihm unablässig vorgepfiffen werden und Tag um Tag von Neuem in die Ohren klingen!"

Die ernsten und anstrengenden Lehr- und Lernjahre im Pensionate schlossen stets wiederum Zeiten in sich, die Elka als die schrecklichsten ihres unglücklichen Lebens erachtete. Es waren die Wochen der sogenannten Freiheit und Erholung, wo sie in den Ferien auf das Gut ihres Onkels Clamor und zu ihrer Tante Wilhelmine nach Langenbrück reisen mußte. — Ja, sie hießen Erholungszeiten, waren aber für die arme Elka entsetzlichere Tage und Wochen, als sie je im Schulzwange verlebte! — Da stand sie wiederum unter dem Scepter und Machtgebot ihrer Tante, einer von ihrer gütigen und schwachen Mutter allerdings sehr verschiedenen Frau. Alle Freunde und Bekannte schätzten und achteten sie als Gattin, als Mutter und Freundin — Elka Bartory erschien sie einzig unerbittlich hart.

Erzog und behandelte Gräfin Western bereits ihre eigenen Töchter mit großer Consequenz und Strenge und nach jenen, mit Energie aufrecht erhaltenen Grundsätzen

der sogenannten „alten guten Erziehungsmethoden“ — so ließ sie sich's bei ihrer wilden und so schwer zu leitenden Nichte, als diese ihrer Obhut übergeben war, erst recht angelegen sein, ihre stets befolgten Ansichten im Erziehungsfach zur Geltung zu bringen, um, wie sie sagte, „einem ungeberdigen, unerzogenen Kinde zu lehren, was Sitte, Pflicht und Gehorsam hieß“. Sie wußte, ihr Schwager hatte durch seine Connexion bei Hofe die Aussicht erlangt, daß Elka einst unter die Damen der Königin aufgenommen werden sollte. Bis dahin mußten ihrer Meinung nach die Spuren ihres wilden Naturells, ihres früheren Lebens völlig verwischt sein, damit sie dem Hause Ehre machte, dem sie von mütterlicher Seite her angehörte und nun wieder so nahe stand. —

Unter dem vielen Guten, das sie in und an Elka nicht nur während jener Ferienwochen und binnen des jangen Jahres erzielte, wo das dreizehnjähige Kind zuerst in ihr Haus gekommen, da war aber auch Schlimmes, ein maßloser, ein brennender Haß gegen diese energische Tante, ein fast sinnlos zu nennender Groll gegen jenen Onkel Dagobert, der sie dem Zillerthale und der Freiheit entrissen. — — —

Neben diesem Empfinden, das sich aber unter der schlimmen und gefährlichen Maske einer äußeren Ruhe barg, lebte in der jungen Elka gemartertem Herzen gleichzeitig eine an Todesangst streifende Furcht vor jener

harten Tante. — Sie erzitterte förmlich, als die Pensionsjahre zu Ende und sie, wie sie fürchtete, nun vielleicht wieder für lange, gar für immer den Einzug in Haus Langenbrück hielt, in das von weiten Haidestrecken umgebene Stammhaus der Grafen Western. Der bittere Groll gegen ihren Onkel Dagobert wandelte sich daher in all' die alte frühere Liebe und Verehrung um, als er eines Tages auf dem Gute erschien und ihr die Kunde ihrer bevorstehenden Berufung als Hofdame brachte. — Aussicht auf Freiheit! — so jubelte ihr Herz, dies noch immer in glühender Sehnsucht nach Freiheit verlangende Herz; — Was aber war erst die Kunde voller Glück gegen jene, als dieser Onkel ihr mittheilte, daß er Urlaub genommen und erhalten, und daß sie bis wenige Wochen vor der Zeit, wo sie ihre neue Stellung antrete, mit ihm und der bereits für ihren Dienst engagirten Kammerfrau eine Reise machen sollte.

Wie lang dieser Urlaub, wie fern noch der Zeitpunkt des Antritts ihrer neuen Stellung — auf Langenbrück erfuhr das ebenso wenig Jemand von diesem ernsten, schweigsamen Onkel, wie Elka es hörte.

Sie reisten ab. — Elka hatte ihr Vaterland, die Heimath ihres Vaters — Ungarn — kennen gelernt; sie war zuerst mit dem Onkel bei ihren beiden Brüdern Stephan und Matthias in Ofen gewesen, die eben Cornets in einem Reiterregiment geworden waren, und mit diesen

begaben sie sich für mehrere Wochen auf das Gut ihres Pathen, des Grafen Koralyi. Erst beim Aufbruch und Abschied von der Pußta, die sich mit ihrem ganzen eigenartigen Zauber in Elka's Herz stahl, — ein Umstand: an dem, wie Graf Western wähnte, der junge Ladislaus Koralyi mit einige Schuld trug, — erst an dem Tage erfuhr das junge Mädchen zu ihrem unbeschreiblichsten Entzücken, daß die Reise nun eigentlich erst beginne. — Sie sah während der nächsten sechs Monate Paris, London, Schottland und Italien, und sie kehrte in einer Bezauberung und so voll Glück heim, daß sie meinte durch all' die köstlichen Erinnerungen gefeit für's fernere Leben zu sein und fortan — um dieser schönen Vergangenheit willen — die dunkelste, schwerste Zukunft leicht ertragen zu können.

So leicht gedacht — wie schwer gethan! — Die Fesseln begannen bereits in Langenbrück unleidlich zu werden, als sie in den nächsten Wochen fast nur zwischen Kleiderstoffen und Spitzen, zwischen Putz- und Modeartikeln leben und immer neue Sachen anprobiren und dazu die Bewegungen, das Gehen und Verneigen mit der langen Hofschleppe erlernen mußte. — So lange Graf Dagobert Western zugegen war, der durch einen Scherz ihre Laune belebte, durch ein ermunterndes Wort ihren, durch Kleinigkeiten so leicht gebeugten Geist aufrichtete, da ging die Sache gut und da war auch in

ihm Jemand da, der Stimmung und Laune der Frau Tante Wilhelmine im Zaune hielt.

Als er fort und Elka noch vierzehn Tage den kleinen Peinigungen der Tante ausgesetzt blieb, war der Muth schon wieder gebrochen und das Schicksal des armen kleinen Vogels abermals im vollen Gange. —

Und dies Schicksal, wie legte sich's erst mit voller Wucht auf sie, als sie die schwer erscheinenden Fesseln im Hause der Verwandten abgestreift und die erträumte Unabhängigkeit erreicht hatte! — Wie anders als gedacht und erhofft war diese Lage!! — — Brachte ihr die neue Stellung bei Hofe auch jene so heiß ersehnte Unabhängigkeit von den Verwandten, wie abhängig war sie nun von Fremden! Wie grenzenlos und ewig abhängig von tausend anderen Dingen, und unter dieser Kette von Kleinigkeiten, abhängig vom Unleidlichsten, das sie kannte: von der Zeit! —

Noch geregelter, in noch festere, schärfere Grenzen gezogen, wie das Leben in der Pension und auf Haus Langenbrück, war das Hofleben — diese neue Existenz. Elka Bartory hatte, nachdem sie kaum ein Jahr jene vielbeneidete Stellung einnahm, ein Gefühl, wie wenn sie an einer Kette liege, die von Tag zu Tag schwerer würde. — Das harte Gesicht der Tante kam ihr jetzt fast weich vor gegen die in ewig feste und unveränderliche Form geprägten Züge der Oberhofmeisterin; und hatte sie wiederum einige

Stunden in Gesellschaft ihrer Gefährtin, jener permanent lächelnden alten Hofdame, verlebt, so sehnte sie sich fast nach den Zornesfalten auf der Stirn dieser bösen Tante Wilhelmine und dem strengen Blick des gefürchteten Onkel Clamor. —

Wie schlimm auch Beide dem wilden Kinde erschienen waren, wie streng sie von ihnen behandelt worden, jetzt erst sah sie ein, wie viel Freiheit sie auf Haus Langenbrück gehabt und wie fröhlich und angenehm das Leben in dem großen Familienkreise gewesen. Um sie her hatten sich immer frische, jugendliche Elemente geregt, ihre Cousinen hatten sie gleichsam auf Händen getragen, tausend Strafen ihretwegen hingenommen, um ihr gefällig zu sein und das Schwere leicht zu machen. Sie hatten ihr zugeredet zu Fleiß und zu Ordnung, hatten sie ausgelacht, wenn sie ein strenger Blick, ein ernstes Wort oder harter Schlag zur Verzweiflung getrieben, und humoristisch versichert, daß alle Gouvernanten ihnen gesagt, kein Schlag im Elternhause sei je so hart, wie die des Schicksals, die man späterhin erdulden müsse. —

„Ja, das Schicksal ist noch härter, wie die Menschen!" so dachte die arme Elka, als ihr Lebensschiff in jene neue Strömung getrieben war und abermals ein Rubicon in ihrem jungen Dasein überschritten war und wiederum ein Zeitabschnitt hinter ihr lag! — Nun war erreicht, was seit lange als Lebensloos für sie bestimmt worden und

sie so ersehnt hatte, was zu ihrem ewig neuen Staunen alle Welt auch als ein unendliches Glück für sie betrachtete und von dem ihre Brüder sogar schrieben: „wie stolz sind wir, Dich in solcher Sphäre, in solcher Lage zu wissen!“

Ja, diese beiden jungen Brüder waren so stolz auf die Schwester, daß sie sich's vom Onkel Dagobert erbaten, Elka sehen, sich in ihrem Glanz einmal sonnen zu dürfen. — Und er gewährte diesen Wunsch um so lieber, als er erhoffte, sie würden einen günstigen Einfluß auf Elkas Anschauung gewinnen; denn daß ihre neue und glänzende, Lage seine wilde Rose nicht beglückte, daß sie das Hofleben schwerer ertrug, wie jene, ihr einst so entsetzlichen Pensionsjahre und das Leben auf Haus Langenbrück, Niemand erkannte dies klarer und rascher, wie er. Gut, unendlich gut und liebevoll, wie er stets gegen sie gewesen, so war er auch jetzt gegen sie, und unablässig, mit nie ermüdender Geduld bemüht, ihr die Lichtseiten ihrer Stellung hervorzuheben und sie mit ihrem Geschicke auszusöhnen.

Diese Güte und Geduld verließ ihn selbst da nicht, als er ihr eines Morgens die beiden Brüder zuführte und während diese die glänzende Umgebung anstaunten, in der die kleine Elka lebte — sie dagegen weinte und schluchzte, als ob das Herz ihr brechen wollte und ihr Geschick ein schreckliches sei.

„Was begehrst Du eigentlich vom Leben und Schicksal?“ so fragte er einige Tage später eindringlich und ernst, als er mit Sorge die bleichgewordenen Wangen und in jene traurigen Augen sah, die ihm längst das Herz bedrückt hatten, denn er liebte Nichts so in der Welt, wie dies Kind der Schwester, diese wilde Rose, die sich nirgends, — nirgends — acclimatisiren wollte. — —

Was Elka vom Leben und Schicksal begehrte?“ Dachte sie darüber vielleicht einige Stunden später nach, als sie zum Hofballe geschmückt war, ihre Kammerfrau sie vor den Spiegel geführt hatte, sie zwar hinein sah, aber nicht das schöne und reizende Bild erschaute, das seine glänzende Fläche reflectirte!? Wie geistesabwesend starrte sie hinein, und die erfahrene Zofe Frida bemerkte, die junge Gebieterin war noch gerade so zerstreut, wie zuvor, als sie sie zur Toilette berufen, die deshalb an dem Tage etwas früher gemacht wurde, weil die beiden Barone Bartory die Schwester noch vor dem Balle besuchen wollten. —

Ist Zofe Frida nun zwar längst an das eigenartige Benehmen und ihr mindestens völlig unerklärliche Wesen des jungen Mädchens gewöhnt: — daß Elka aber der neuen, dieser so köstlichen Balltoilette auch nicht einen Blick schenkt, es verdrießt sie doch ein wenig und sie sagt gereizt: „Gefällt der gnädigsten Baronesse der Anzug denn

gar nicht? Und ich hoffte doch, man würde wieder sagen, Sie wären die Schönste auf dem Balle gewesen."

„So bin ich also fertig!" entgegnet Elka mit gewisser Freude, wendet sich vom Spiegel ab, sagt dann aber, wie sich besinnend, der Zofe Dank für alle Mühe.

„Herzlichsten Dank, liebe Frida!" ruft sie in freundlichem Tone, wie wenn sie Alles gut zu machen wünsche, das sie sich dunkel bewußt ist, an Unachtsamkeit während des wichtigen Geschäfts geleistet zu haben.

„O, gnädigste Baroneß, ich that ja nur meine Schuldigkeit: ich wäre nur sehr froh, gnädigste Baroneß —"

„Ich bat Sie schon so oft, beste Frida, betiteln Sie mich nicht so viel, ich kann es kaum hören! Reden Sie doch einfacher."

„Aber —"

„Ja, ja, ich weiß, meine Tante hat es Ihnen wiederum geboten, aber, liebe Frida — wenn wir allein sind — bitte, lassen Sie dann alle Gnade und die ewige Baronesse bei Seite."

Die Zofe lächelt, wie manchmal, über ihre, die Form so hassende Gebieterin und sagt weniger unterthänig: „Nun, die Baronesse soll fortbleiben, wenn die schöne Elka Bartory sich jetzt in dem Spiegel sieht und mein Werk lobt."

„Elka Bartory lobt die geschickte Frida immer und weiß, sie kann sich auf deren Augen verlassen. — Ob ich

all' den Putz betrachte, ich verstehe von diesen unglücklichen Toilettenangelegenheiten noch immer sehr wenig, obschon ich mich jetzt fast ausschließlich damit beschäftigen muß und seit langen zwölf Monaten beinahe nichts Anderes that, als — mich anzukleiden! — Tante Wilhelmine würde verzweifeln, wüßte sie, wie ich noch immer Spitzen und Blonden verwechsele, Confusion zwischen Sammet und Seide mache, trotzdem Sie mir die Unterschiede so oft und mit so himmlischer Geduld erklärten. Sie müssen Ihre Güte aber immer weiter fortsetzen, liebe Frida, und nicht böse werden, daß ich eine so ungelehrige Schülerin bin und bleibe. Seien Sie aber mindestens versichert, ich danke alle Tage Gott, daß ich Sie habe, Sie kluge, kluge, geschickte Frida, die Sie all' diese Putz- und Modengeschichten so gründlich verstehen. Hätte ich Sie nicht, ich glaube, ich könnte nicht in meiner Stellung bleiben, und Ihro Excellenz die Frau Oberhofmeisterin, Gräfin Direnthal, würde wohl noch mehr Anlaß zur Verzweiflung über Baroneß Bartory finden, deren Locken wild wie ihre Laune und nicht immer ähnlich fest gerollt wie Lämmerschwänze sind."

Die Zofe lächelte wieder, sie sah auch nicht wenig geschmeichelt und äußerst zufrieden aus, dann aber blickte sie doch voll Trauer und nicht ohne Theilnahme auf ihre junge Gebieterin und fragte leise:

„Wird denn aber nie und nimmer die Zeit kommen,

wo Sie, wie andere junge Mädchen, Freude am Putz und an Bällen finden?"

Ein dunkles Roth stieg in das blasse, zarte Gesicht und Elka rief fast heftig: „Nein, nein, die Zeit wird nie kommen!" — Dann sich besinnend, spricht sie mit einem Anfluge von Angst: „Ach bitte, Frida, sagen Sie Derartiges nie zu meinen Verwandten, nicht einmal zu den Cousinen. Sie meinen auch Alle, ich sei so ganz anders, wie ein junges Mädchen — eine Dame von Stande, vorzüglich eine Hofdame sein müsse, und doch — ja — wirklich, Frida, ich habe mir schon so sehr viel Mühe gegeben, wie sie — wie die übrigen jungen Mädchen hier in der Residenz zu sein und zu werden."

„Lassen Sie sich damit genügen, gnädigste Baroneß, daß Ihre Majestät die Königin Sie deshalb gerade so liebt, weil Sie anders wie alle Andern sind; — denken Sie zum Troste daran, wie Sie allen Herren des Hofes und der Stadt gefallen und wie Sie nicht nur die schöne Ungarin, nein, auch trotz Ihrer Jugend, die interessante Ungarin heißen."

Ein Lächeln umzuckte den lieblichen Mund, die Augen leuchteten momentan im fröhlichen Strahl, man konnte hieraus ersehen, sie war in dem Punkte wenigstens allen jungen Mädchen ähnlich und es machte ihr Vergnügen, daß sie so gefiel. Seufzend aber sprach sie:

„Ach, Alles wäre besser, wäre gut, gäb's keine

Etikette, gäb's nicht die entsetzliche Etikette! Hätte man nur etwas mehr Freiheit, wäre nicht dieses Leben und Athmen nach der Stunde, nach der Secunde — diese ewige, ewige Fessel — dieses unablässige „auf seiner Hut sein."

„Sind diese Kleinigkeiten aber wohl wirklich derart schlimm, daß sie Ihnen das Leben so unertragbar erscheinen lassen — Sie so traurig machen dürften, wie Sie meistens, namentlich heute wieder sind?"

„Nein, nein, Frida, ich bin nicht traurig!"

Trotz dieser Versicherung traten Thränen in die Augen Elka Bartory's. Sie warf heftig, mit einer Art von Trotz gegen den aufwallenden Schmerz, den Kopf zurück und strich so lebhaft, so unbedacht die Locken aus der Stirn, daß der Kranz auf die Seite flog. Und heftig, hastig rief sie aus:

„Ja, ich bin glücklich — ganz glücklich! — ich will es wenigstens fortan sein. Das freundliche Zureden des ewig nachsichtigen, geduldigen Onkels Dagobert hat mir, heute gut gethan. — Ich habe mich bemüht, die kindischen Träume von Freiheit in die Tyroler Berge zu verbannen — will sie vergessen, wie manches, vieles Andere; ich will mich in meine Lage finden, vernünftiger werden und vom Leben und Schicksal nichts weiter verlangen, als es mir bieten kann."

Elka Bartory, welche die letzten Sätze immer leiser,

zuletzt kaum hörbar gesprochen hatte, und es gleichsam vergessen, daß sie mit ihrer Dienerin redete, sie griff nun plötzlich mit beiden Händen in's Haar und setzte seufzend hinzu: „Ach, wäre ich nur erst recht vernünftig!"

Nun aber hielt die Zofe es nicht mehr aus, die — wie sie dachte „vandalische Zerstörung des gelungenen Toilettenwerks" mit anzusehen und dessen gänzlichen Ruin zu erleben. Bestürzt, erschreckt rief sie:

„O — o, was haben Sie gethan, — wie sehen Sie aus!? Verbogen ist der Kranz — zerzaust sind alle vordern Locken! — Sie müssen nun noch einmal Platz nehmen, daß ich die Frisur wieder ordne. Aber bitte — o bitte, bitte — werfen Sie sich nicht so in den Sessel! Die Volants verdrücken sich ja, die Blüthenzweige kommen total in Unordnung und die Schleppe geräth ganz aus dem richtigen und malerisch geordneten Faltenwurf!"

Tief aufseufzend stellt sich die schöne Elka wie ein Automat hin. Prüft sie auch die Geduld ihrer Zofe durch manche Hast und Unbedachtsamkeit, so konnte es doch wiederum keine sanftere, liebenswürdigere Art geben, mit der sie einen begangenen Fehler gut zu machen strebt.

Mit einem muthwilligen Lachen deutet sie auf ein großes Bild, wo Soldaten in Ausübung eines Parademarsches begriffen sind und sagt:

„Haben Sie den Schaden redressirt, werde ich mich wieder dort vor jenes Prachtgemälde stellen, wo Seine

Majestät geruhen, einer Parade auf dem Schloßplatz beizuwohnen. — Ja, liebe Frida, sah ich das an, wenn meine Toilette beendet war und ich die Minuten abzuwarten hatte, wo ich im Vorzimmer Ihrer Majestät der Königin erscheinen mußte — dann, dann fand ich, conservirten sich meine Locken und Blumen stets zur Zufriedenheit der Frau Oberhofmeisterin — auch die Schleppe blieb in gehöriger Ordnung!" —

Die flüchtige Heiterkeit weicht bald wieder den ernsten Gedanken. Zofe Frida sieht und bemerkt, das Versprechen wird nicht gehalten und der für die Toilette günstige Standpunkt, vor dem Bilde mit den vorschriftsmäßig vorgestreckten Soldatenfüßen, nicht eingenommen. — Vor Elka Bartory's Augen sind versunken alle Könige der Erde, alle Höfe mit ihrer Etikette, und der junge Geist schweift frei und rastlos in den Bergen des Tyrolerlandes, jenen geliebten Bergen, an die nicht mehr so viel und so sehnsuchtsvoll zurückzudenken sie sich zwar erst vorgenommen hat und deren Zauber sie doch fort und fort umspinnt und deren Erinnerung nicht von ihr weichen will, was sie auch thut. — Sie gedenkt erst wieder der Gegenwart und an die Welt, in der sie lebt, als Zofe Frida ihr die Ankunft der Brüder meldet. Beinahe sind Kranz und Locken wieder in Gefahr, das Bittwort der Zofe rettet einzig Beides. Mit einem letzten Gruß und Lächeln gleitet Elka in das Nebenzimmer. Bewundernd

folgt den leichten Bewegungen ihrer elastischen Gestalt der erfahrenen Kammerjungfer Auge, bewundernd ruhen auch dort die Blicke ihrer Brüder auf der reizenden Erscheinung, und der Eine gebraucht sogar den wenig courfähigen Ausdruck: „Donnerwetter, Elka, bist Du doch ein bildsauberes Frauenzimmer!“

„Wie hübsch, daß Ihr heute Wort gehalten habt,“ ruft sie freundlich, „gestern harrte ich vergebens!“

„Ja, denk' Dir, Elka,“ sagte der lebhafte Stephan, „was uns gestern verhinderte zu kommen. Wir fanden in einem Bierhause der Vorstadt — Pardon, daß ich solchen Locals vor Deinen züchtigen Ohren erwähne! — aber dennoch muß gerade dieses wenig courfähigen Etablissements gedacht werden. Also — dort, wo uns ein Zufall gestern hin verschneite, fanden wir vier Zillerthaler Sänger, und eine des Quartetts war Resi — Resi, Kocherl des Sepps hübsche, kleine Base.“

„Und wie sie Alle nach Dir fragten!“ setzte der andere Bruder hinzu. „Am liebsten wären sie mit uns zu Dir in's königliche Schloß geeilt; und es hat wahrlich Mühe gekostet, sie zu überzeugen, daß Deine Frau Oberhofmeisterin den Besuch vier singender Zillerthaler bei Baroneß Bartory nicht sehr passend finden würde.“

Beide Brüder lachten herzlich über jenen Wunsch der ländlichen Concertgeber, die Schwester Hofdame zu besuchen. Vielleicht erschien es ihnen doppelt drollig in dem Moment,

wo das junge Mädchen so reizend geschmückt in der langen Schleppe vor ihnen stand. — Elka's Augen glühten, ihre Wangen brannten, als sie mit nur mühsam beherrschter Leidenschaft rief:

„O, alte Freunde aus dem Zillerthal! — Die Resi — meine liebe kleine Resi hier! Ich muß sie sehen, trotzdem ich Hofdame bin — muß von Allen hören, muß endlich, endlich wissen, wie es unserm kleinen, muntern Sepp ergeht."

Der lebhafte Stephan erwiderte lachend: „Höre, Elka, unserm Jugendfreunde Sepp geben Alle kein besonderes Zeugniß! — es sei ein fauler Schlingel, der zugleich zu den verwegensten Wilddieben Tyrol's gehöre! Resi warf äußerst verächtlich die vollen Lippen auf, als Matthias sie fragte, ob er nicht ihr Schatz wäre? Sie sagte, sie sei jetzt eine Künstlerin und durchreise die Welt; Sepp hingegen sei ein armer Knecht in einem Innsbrucker Gasthause und sie würde nie einen Mann heirathen, der eine so untergeordnete Stellung in der Welt einnehme und solch' schlechten Ruf habe."

„Wie unfreundlich ist's von der Resi, ihrem Landsmann und Pflegebruder Böses nachzureden und sich sogar hoch über ihn zu erheben!" ruft Elka mit bebender Stimme, um dann nicht ohne Widerwillen und Verachtung hinzuzufügen: „Resi war schon als Kind eine eitle, immer etwas eingebildete Närrin, und dazu klatschsüchtig und boshaft."

„Sie ist aber jetzt ein verteufelt hübscher Fratz!“ rief Stephan feurig.

„Resi redete auch nicht allein nachtheilig und schlecht über Sepp Kocherl“, warf der bedächtige Matthias ein. Er sah plötzlich sehr ernst aus; — es schien ihm Etwas längst Vergessenes aus alter Zeit wieder einzufallen und das Aussehen seiner Schwester machte ihm einen halb wunderbaren, halb beängstigenden Eindruck. Sie fest und ruhig ansehend, fuhr er in seiner langsamen Sprachweise unbeirrt fort:

„Wenn Du dergleichen auch nicht gern von dem lustigen Freunde unserer Kinderzeit hörst, liebe Elka, es kann Nichts schaden, wenn Du weißt, wie der Bauer bei dieser Art von Leuten stets wieder zum Durchbruch kommt. So sagten uns Alle: Sepp sei der reine Flegel, sei ein Faullenzer und Taugenichts, — ewig betrunken und auf schlechtem Wege; er sei unablässig mit den Förstern und den Gerichten in Conflict — in dem letzten Jahre mehr im Gefängniß als in Freiheit gewesen; und wegen dieses schlimmen und traurigen Lebenswandels hätten sich auch endlich Resi's Eltern ganz von dem Burschen losgesagt. Als er dann nicht mehr bei ihnen gewesen sei, wäre er von Hof zu Hof als Knecht gewandert, aber bei Niemand habe er ausgedauert, wäre faul, schmutzig und grob gewesen, oft mit Schimpf und Schande fortgejagt und jetzt sei er Stallknecht und Stiefelputzer in einem Gasthause

in Innsbruck. — Ich meine solch' ein Benehmen und Handeln ist bezeichnend genug, die letzte Stufe seiner Laufbahn doch auch eine wenig ehrenvolle, wenig glänzende für einen jungen Mann, der noch dazu durch unsere feingebildete Mutter viel Gutes gehört und gesehen hat und als Kind während vieler Jahre in unserem Hause bessere, feinere Sitten kennen lernte."

„Es ist gewiß nicht so schlimm!" rief Elka in vertheidigendem Ton, mit heißen, glühenden Wangen, mit zuckenden Lippen. Sie fühlte ein namenloses Mitleid mit dem armen Sepp, der es nirgends aushalten konnte und den Alle verdammten. Wie wußte sie's nur zu gut, wie leicht das geschah, wie schrecklich es unter den Menschen und in der Fremde war, wie glaubte sie dies mindestens genau nach ihren Erfahrungen zu wissen!"

„Nun," setzte Stephan etwas spöttisch hinzu, „die Resi hat Recht, wenn sie sagt, Elka sei blind eingenommen für Sepp Kocherl."

„Ja, und darum soll sie auch wissen, welch' ein Bube er schon als Kind war!" rief Matthias heftig. „Denk' an, Elka, er hat in unserer Mutter Todesstunde ihrem Schreibtische zwei Briefe entwendet, der eine war an Onkel Dagobert, in dem sie ihn gebeten, Dich dem Grafen Koralyi zu überlassen, der ihn geschrieben hatte, wie gern er Dich zu sich nehmen würde, wenn ihre Todesahnungen sich erfüllten, und der sie gleichzeitig gebeten hatte, ihm

Deine Hand für seinen ältesten Sohn, jenen hübschen Ladislaus, zuzusagen."

„Wie, ich hätte gleich nach Mama's Tode in die Pußta kommen können, auf jenes herrliche Gut, zu jenen lieben fröhlichen Menschen, in diese Freiheit?" fragte Elka aufgeregt.

„Nun, Dein Schicksal hat sich hier ja auch gut gestaltet."

„Aber — ich habe keine Freiheit -- niemals Freiheit!" rief Elka heftig. „Ich war eine Sclavin der Menschen und Verhältnisse seit länger als sechs langen, ewig langen Jahren! Und fort und fort sehnte ich mich nach Freiheit."

„Wenn Du als Dame eine ungebundene Lebensweise, wie das Zillerthal sie Dir bot, als Höchstes erachtest, dann hätte ja jener elende Stallknecht Dich dieses Glückes beraubt," entgegnete Matthias ein wenig scharf, und wegwerfend setzte er hinzu: „Er hat die Briefe gestohlen und nachdem er sie mit der Resi durchlesen, hat er sie zerrissen, in den Bach geworfen, aus dem dann Resi noch einzelne Stücke herausgefischt, die sie, wie sie sagte, noch immer aufbewahrt, um Sepp hie und da an seine Schuld und Sünde zu erinnern."

„Resi, und immer wieder Resi, Sepp's unerbittliche Anklägerin!" murmelte Elka. „Warum redete sie nicht früher, wenn sie Alles wußte?"

„Sie wollte den geliebten Sepp, der ihr damals fest versichert hatte, sie zu heirathen, nicht anklagen, nicht in's Unglück bringen."

„Und jetzt — jetzt, nach langen Jahren, da, wo die Sache längst erledigt und Nichts mehr daran zu ändern ist, da spricht sie zu Euch in der Art darüber!?" —

„Sie meint, es wäre vielleicht gut, wüßtest Du, daß Graf Koralyi Dich einst zur Schwiegertochter ersehnte und unsere Mutter so auf die Idee eingegangen ist, daß sie ihren Segen dazu gegeben hat!"— —

Die Zeit des Zusammenseins der Geschwister war vorüber, Elka mußte zur Königin und auf den Ball. In einer nicht zu beschreibenden Aufregung betrat sie das Vorzimmer. Ihre Gedanken wirbelten so wild durcheinander, daß sie anfangs Nichts klar erkannte und die confusesten Antworten all' Denen gab, die sie dort anredeten. Dazu lag auf ihren Wangen ein fieberhaftes Roth, und ihre Augen blitzten und funkelten mehr denn je. In wirklicher Besorgniß betrachtete die Oberhofmeisterin die junge Hofdame und fragte theilnehmend, ob sie krank sei.

Dieser milde Ton wandelte sich später in tadelnden und scharfen, als Elka dann tanzte und ihre Bewegungen dabei nur zu sehr mit dem feurigen Temperament in Einklang traten, das Umstände und Verhältnisse seit vielen

Jahren in einem festen Damm eingeengt hatten. Nun war es, wie wenn die Wellen eines daher stürmenden Gebirgsbaches, angeschwellt zu hoher, gewaltiger Fluth, alle Hindernisse niedergerissen, wild weiter stürzen und sich ergießen, wo Platz, überschäumen und überfluthen da — wo kein Platz! — — Ein Hofball war auch für Elka's sprudelnde Laune und wilde Lust kein Terrain. — Sie dachte nicht daran. Sie vergaß an dem Abend über das kurz vor dem Ball Gehörte, das für solches Fest und für ihre Stellung Erlernte; sie war wieder einmal das wilde, heitere Kind, das der Fessel nie achtete. — Ihre Bewunderer und Verehrer betrachteten sie mit Entzücken, — die nachsichtige und von dem jungen natürlichen Mädchen sehr eingenommene Königin lachte sogar einige Mal heiter über ihre kleine muntere Hofdame. Elka's junge, wohlerzogene Cousinen starrten sie halb ängstlich, halb besorgt und verwundert an, der Onkel Dagobert hielt sich mehr und mehr in ihrer Nähe auf, aber Freifrau von Western-Langenbrück, die sie zuletzt nur mit Entsetzen betrachtete, schritt endlich nach einem beendeten Contretanz mit gerunzelter Stirn auf sie zu, zog sie in eine Fensternische und sprach in heftigster Erbitterung: „Wildes, zügelloses Mädchen, bedenke endlich, daß Du in einer anständigen Gesellschaft, daß Du bei Hofe und nicht unter Deinen vergötterten Tyroler Bauern bist, deren Manieren Dir — Dank der Fürsorge Deiner hirnver-

brannten Mutter — fest ankleben, wie Pech und Schwefel — fester, als ich erwartet und gefürchtet."

Mit Nichts kränkte die Gräfin ihre Nichte so tief und bitter, wie durch solche und ähnliche Anspielungen auf die Vergangenheit, auf die Zeit ihres Lebens, die Elka Bartory immer mehr als die glücklichste ihres ganzen Daseins anzusehen geneigt war. —

Wer weiß, was diese Bemerkung an dem Abend — in der Stunde nach sich gezogen hätte, hörte sie nicht Graf Dagobert. Er stand in jener Fensternische, vor der die Strafrede gehalten wurde, und kaum, daß die empörte Gräfin der Nichte voll Verachtung den Rücken gewandt hatte, da ergriff er die Hand des gescholtenen Mädchens und sagte schnell:

„Elka, ein Wort. Hörtest Du vielleicht von Deinen Brüdern, daß alte Freunde aus der Heimath Deiner Kinderjahre hier in der Residenz sind, einige jener, von Tante Wilhelmine so bitter gehaßten Zillerthaler? — Weißt Du übrigens, warum die stattliche Tante sie nicht leiden kann? — Ja sie haßte sie seitdem, wo mein Bruder Clamor und ich sie zu einer Gebirgsreise preßten, und einer jener jungen Söhne der Berge sie auslachte, als sie ausglitt und einen steilen Abhang mehr schnell als malerisch hinabrollte."

Dem Lächeln war nicht zu widerstehen, das diese Worte begleitete. Elka's bewegliches Antlitz, das noch

soeben Schmerz, Weh und kaum verhaltener Zorn durchzuckt und durchzittert, es nahm jene köstlichen Linien des Frohsinns und Uebermuths an, die ihr so reizend standen, und mit dem melodisch leisen Auflachen, das einen so sehr eigenartigen Gegensatz zu ihrer sonstigen großen Lebendigkeit bildete, stets Hand in Hand gingen. Und wie war dann alles Weh völlig vergessen, das die gestrenge und ceremonielle Oberhofmeisterin und die böse und erbitterte Tante ihr angethan, als der Onkel weiter flüsterte:

„Ja Kind, wir Beide müssen diese Zillerthaler auch sehen und hören, und ich hab' mir schon gedacht, ich lade sie für einen der Tage ein, bei mir zu singen und zur Nacht zu speisen, wo Du frei bist und mich auch besuchen kannst. Willst Du kommen, meine wilde Rose?"

Nur ihre Augen antworteten, diese sprechenden Augen, und Graf Dagobert meinte, sie so beredt, so strahlend nie gesehen zu haben.

Wie ahnte die arglose Elka übrigens nicht im Entferntesten, daß gerade dieser dem Anschein nach so gefällige Onkel noch in derselben Nacht alle Hebel in Bewegung setzte und weder Mühe noch große Kosten scheute, daß Sepp's Cousine Resi und deren drei Gefährten schon in den Mittagsstunden des nächsten Tages die Residenz verließen, wo auch Elka's Brüder abreisten. — Diese nahmen auf Graf Dagobert's heimliche Machination und

Kosten die ganze Gesellschaft mit nach Ungarn, wo sich ihnen, durch die Protection der jungen vornehmen Offiziere, eine glänzende Aussicht auf Gewinn eröffnete.

Ganz unbefangen und in bedauerndem Tone sprach Graf Dagobert zu Elka von dieser unvermutheten Abreise, tröstete sie aber damit, daß sie schon binnen Kurzem zurückkehren und sie sie dann sehen würde.

Die Zillerthaler kamen aber nicht, wie Elka auch harrte und hoffte und in Aussicht auf dieses Wiedersehen fröhlicher war denn seit Jahren! — — Und was sie gehofft und erwartet, war endlich gänzlich zerstört! — Am Neujahrstage erhielt sie einen Brief von ihrem Bruder Matthias, der eine Einlage, einen Brief an Resi enthielt, welcher den Poststempel des heimathlichen Zillerthaler Dorfes trug. Matthias schrieb, er habe sich diesen Brief von Resi erbeten, die augenblicklich in Pest concertire und die er vor der Abreise gesprochen. Er enthalte die neuesten Nachrichten aus dem Zillerthale. Elka entsann sich sehr genau der Schreiberin dieses Briefes aus der Kinderzeit. Sie schrieb an Resi von Allem: vom Herrn Pfarrer und dem neuen Caplan, von allen Dorfleuten und dem gesammten Viehbestand, von Resi's Glück in der Fremde, und daß sie wünsche, auch solche Kunstreisen machen zu können, und am Schlusse sagte sie als Letztes: „Und nun, Resi, die Hauptneuigkeit! Sepp Kocherl, Dein alter Schatz, den Du, glaub' ich, lieber

hattest, als Du mir zugeben wolltest, er ist Dir nun gründlich untreu geworden — Er ist mit der schwarzen Crescenz, Deiner hübschen wilden Cousine aus Innsbruck schon im Herbste auf und davon gelaufen und in Tegernsee haben sie sich trauen lassen! Da leben sie auch als glückliches Paar, während ihr Vater und ihre Mutter, die nur schwer ihre Einwilligung zur Heirath gegeben haben sollen, toben und fluchen und den wilden Sepp zu allen Teufeln wünschen. — Ich habe ihm dies neulich, wo ich ihn in Kreuth sprach, erzählt und er hat gelacht. Als ich ihn fragte, warum er Dir, der blonden Resi, untreu geworden sei, da sagte er, er könne die Blonden und Weißen nicht leiden. Sie erinnerten ihn immer an das ‚Baronspüppchen', das ihn als Kind wie einen Sclaven gehalten und gequält hätte, wenn er mit einem andern Kinde gespielt und gelacht. Die Blonden wären ja aber alle eifersüchtig und wie wilde Katzen. So, nun hast Du Dein Theil und nun vergiß den bösen Buben."

Der Brief war hier zu Ende — auch Elka's Zeit. Sie mußte Toilette machen zur großen Neujahrscour. Als sie geschmückt über die Corridore schritt, die zu dem Vorzimmer der Königin führten, begegnete ihr Graf Western. So sehr er auch über ihr verstörtes Gesicht und die unverkennbare Spur der Thränen erschrak, die ihre Augen zeigten, er that, als bemerke er weder das Eine, noch das Andere, noch wisse er Etwas von jenem

Briefe Resi's, den Matthias aber doch halb und halb auf seine Veranlassung gesandt, anderntheils, weil es den bedächtigen jungen Mann beängstigt hatte, in seiner Schwester noch immer jene Vorliebe für Sepp zu finden, dessen Verkehr mit ihr ihm schon damals so unpassend erschienen war, als er vor dem Tode der Mutter in's Zillerthal berufen wurde, und wo er sich nicht anders zu helfen gewußt, als den Verwandten in Norddeutschland Mittheilung über diesen seltsamen Freundschaftsbund der Schwester zu machen, den die Mutter leider duldete. —

Daß der Brief an Resi aus dem Zillerthale aber ein Falsum war, ahnten weder Matthias Bartory, noch Graf Western, dem sein Neffe nur eine Copie dieses Briefes gesandt. — Durch Stephan hatte Resi nämlich erfahren, wie unvergessen Elka das Zillerthal geblieben, und Resi, noch immer eifersüchtig auf die einstige Spielgefährtin, sah und suchte den Grund dieser Anhänglichkeit an die alte Heimath hauptsächlich in der Erinnerung an den ihr damals ergebenen Sepp. — Der Brief war in der That einzig eine kleine Privatrache der Dorfsängerin gegen die Hofdame, die, wie sie stets zu ihrem heftigen Aerger erkannt, auch ihrem geliebten Vetter unvergeßlich geblieben war.

Völlig ruhig und unbefangen, wie wenn er Nichts von dem Eindruck merkte, den die Nachrichten ihr gemacht, trat Graf Western auf Elka zu und sagte:

„Ich habe mich eben noch entschlossen, Dir lieber offen mitzutheilen, was heute bei der Cour eine Ueberraschung für Dich sein sollte. Also höre, wer heut' bei Hofe vorgestellt wird und einige Wochen hier zuzubringen gedenkt. Niemand Anderes, als — Graf Ladislaus Koralyi, Dein munterer Verehrer aus der Pußta! — Warum er wohl übrigens nicht an den kaiserlichen Hof zu Wien ging und hierher kam, liebe Elka?" —

Fünftes Capitel.

Warum der schöne, reiche ungarische Magnat den kleineren Königshof in jenem Winter der Kaiserresidenz in Wien vorzog, es war bald kein Geheimniß mehr. Die blonde Elka Bartory hatte ihn hingelockt und mit ihr war er verlobt, als er im Frühjahre endlich heimreiste, um, wie es hieß, in jenem alten Palaste zu Ofen, den sein Vater den jungen Leuten als Winterquartier angewiesen hatte, die Zurüstungen zu überwachen und zu betreiben, die man dort nöthig erachtete für die Aufnahme einer jungen Herrin, einer neuen Gebieterin.

Die Hochzeit, welche schon im Herbste stattfinden sollte, erlitt aber einen Aufschub. Elka verstauchte sich eines Tages beim zu raschen Springen vom Pferde den Fuß, und da sie die ernste Warnung und Verordnung des Arztes „sich sehr zu schonen“, nicht achtete, erreichte dies anfänglich so unscheinbare Uebel einen Höhepunkt, den eben nur jener erfahrene Mann der Wissenschaft gefürchtet hatte. Sie konnte, nachdem sie Monate lang fest an's Zimmer und Lager gefesselt gewesen war, nur

mehr gestützt auf den Arm eines Andern oder mit Hülfe einer Krücke gehen. Curen und Bäder, während der nächsten zwei Jahre unablässig gebraucht, stellten sie endlich wieder so weit her, daß sie einige Schritte ohne jegliche Unterstützung machen und im Zimmer und zu ebener Erde selbst ohne Stock gehen konnte.

Unter diesen Verhältnissen hatten ihre Verwandten am besten erachtet, daß Elka nach Haus Langenbrück übersiedelte und dort ihre völlige Genesung abwartete. Sie wurde von ihrer Tante, die sie nur als harte, böse Tante bezeichnet, mit der hingebendsten Treue, mit der größten Aufopferung gepflegt. Es war — seitdem Elka das Unglück ereilt — als ob da nur diese Nichte für Gräfin Wilhelmine existire. Ihre älteren verheiratheten Töchter hätten gar manchmal der Mutter bedurft, sie aber sandte andere hin, denen zu helfen und sie zu pflegen, um Elka pflegen zu können. Ebenso behandelte sie Glücksereignisse, die in ihrer Familie während dieser zwei schlimmsten Krankheitsjahre Elka's eintraten, Verlobungen und Vermählungen drei ihrer jüngeren Töchter, ganz als Nebensachen und Elka war und blieb die Hauptperson in Langenbrück.

War's die bewunderungswürdige Geduld Elka's, mit der sie ihr Leid hinnahm, die Gräfin Western antrieb, sich vornehmlich ihrer Nichte zu widmen, oder aber that ihr das junge Mädchen leid und wollte sie in Zukunft

das schöne Bewußtsein haben, daß wenigstens Nichts seitdem versäumt war, Elka herzustellen, seitdem diese unter ihrer Obhut und Pflege war? —

Wie dem nun sein mochte, Tante und Nichte traten sich jetzt zum ersten Male im Leben näher, und Gräfin Wilhelmine, von der all' ihre Bekannten stets gesagt hatten, sie habe nur eine Zunge zum Tadel empfangen, sie erschöpfte sich häufig in Lob über Elka's Sanftmuth und Geduld und sagte wiederholt: „sie ist die bewunderungswürdigste Kranke, die ich je sah, sie bleibt zugleich das seltsamste Mädchen, das ich in meinem langen Leben kennen lernte."

Das letzte Zeugniß bezog sich wohl hauptsächlich auf das Staunen der Dame, daß Elka nie klagte, daß sie einzig, wenn sie überhaupt von ihrem Zustande sprach, fast fröhlich ausrief: „Gott sei gedankt, daß ich nur lahm bin und nicht taub oder blind wurde."

„Findest Du denn aber nicht gerade diesen Hemmschuh, der Deinen flinken Füßen angelegt ist, entsetzlich? fragte wiederholt und immer von Neuem die junge Melanie Western, Elka's jüngste Cousine, die früher stets die Einzige gewesen war, die es mit diesen flinken Füßen hatte aufnehmen können.

„Ja, ich wäre lieber ganz gesund!" sprach Elka offen, „aber dieses Leiden gestattet mir doch, was dem Blinden völlig, dem Tauben theilweise entgeht — den

Genuß der Natur, in dem ich stets einen Hauptgenuß des Lebens fand! Ich sehe den blauen Himmel, die grünen Bäume, die fernen Berge und — ich höre alle Vögel singen!"

„Ob sie sich daran muß einzig genügen lassen und ob es ihr ferner genügen wird?" So fragte Graf Dagobert, der diese Unterredung hörte, sich schmerzlich. Er litt unter dieser schweren Schicksalsprüfung härter wie Elka: er wußte, sie durchkämpfte sicher leidensvollste Stunden, sah sie sich immer und immer wieder an Schienen und Krücken gebannt. Und je länger dies Leiden währte desto ernster und bekümmerter dachte er oftmals an diese resignirte Antwort zurück, desto bangender blickte er in die Zukunft und stellte an das Schicksal, das ihm plötzlich hart und unerbittlich erschien, die Frage: „Wird ihr das Leben nichts Anderes und Besseres — nicht endlich Ersatz für diese verlorenen Jugendjahre bieten?"

„Sei Du recht oft hier!" bat Elka den Onkel immer von Neuem.

Und er kam oft genug. Er machte häufig die stundenlange Fahrt von der Stadt bis zum Gute, nur um sie eine halbe Stunde zu sprechen — zu sehen, — zu fragen, wie es ihr ging, oder mit ihr Schach zu spielen.

Als das dritte Jahr nach ihrem Unfall vergangen war, Graf Ladislaus den Sommer wieder nach Langen=

brück kam, — wie Graf Dagobert wähnte, in diesem Jahre einzig dahin kam, um die beinahe hergestellte Elka als Weib heimzuführen, — da hatte er abermals eine Unterredung ihretwegen mit der Königin, welche die Stelle seiner Nichte noch immer nur provisorisch besetzt hielt. Er überreichte ihr Elka's Abschiedsgesuch. -- Jene wies es jedoch wiederum mit den huldvollen Worten zurück: „daß sie wünsche, die Vermählung ihres Lieblings solle im königlichen Schlosse stattfinden und Graf Koralyi die Braut aus ihrer Hand empfangen."

Die Gemahlin des Grafen Ladislaus zu werden, war aber Elka nicht bestimmt. — Einst hatte der tyroler Bauernknabe in dies Schicksal eingegriffen und in dem Sommer, wo sich das Brautpaar zum dritten Male nach der Verlobung sah, ohne daß vom Hochzeitstage ernstlich die Rede war — da löste sich das Verhältniß völlig. — Eines Tages, als Elka mit ihrem Onkel Dagobert ein Cabinet neben dem großen Gartensaale aufgesucht hatte, um dort ihre zuvor im Freien begonnene Schachpartie fortzusetzen, da hörten Beide plötzlich Graf Koralyi's Stimme nebenan — hörten, wie er der jungen, schönen Melanie Western, dem Ebenbilde von Elka's Mutter — wie man sie stets benannte — in lauten, in leidenschaftlichen Ausdrücken seine unbezwingliche Liebe gestand und trauernd und heftig sein Geschick beklagte, an eine kränkliche, krüppelhafte Braut gebunden zu sein, mit der

er sich vor Jahren mehr auf Wunsch und Willen seines Vaters, denn aus eigener Neigung verlobt habe! —

Einen Augenblick schien es, wie wenn Graf Dagobert sich dem Treulosen entgegenstürzen wolle, aber Elka's flehende Augen bannten ihn noch fester zur Stelle, wie ihre kleinen Hände, die krampfhaft seinen Arm umfaßt hielten.

Als die überraschte Melanie sich endlich ihrem stürmischen Verehrer durch die Flucht entzogen, Graf Ladislaus dann einige Augenblicke später auch den Saal verlassen hatte, da saß Elka noch lange Zeit in tiefes Sinnen verloren, während Graf Dagobert in nur mühsam beherrschter Aufregung den Raum des Zimmers mit raschen Schritten durchmaß. Ihre leise Stimme bannte ihn endlich zur Stelle; sie sagte mit ruhiger Entschiedenheit und ohne alle Trauer:

„Lieber Onkel, es wird das Beste sein, wir thun, als wüßten wir nicht, was wir eben hörten! — Ich gehe sofort auf mein Zimmer, und Du erzählst Allen, ich habe einen unbedachten Schritt gethan, der mich von Neuem fest an's Lager fesseln würde, wahrscheinlich nun für immer. — Ich spreche dann entweder morgen mit Ladislaus oder — schreibe ihm: ‚unter den Umständen nähme ich mein Wort zurück und — er sei frei‘. — Was dann geschieht — überlassen wir's der Zukunft und — Beider Herzen. Irre ich nicht, so hat Melanie ihn auch sehr

gern und wir wollen hoffen, Beide werden ein glückliches Paar."

„Und wie ist es eigentlich mit Dir, Elka, kannst Du die Sache in Wahrheit so ruhig und ohne allen Schmerz abthun, wie Du Dir den Anschein giebst; — kannst Du die Täuschung — den Treubruch überhaupt verzeihen!?"

Ein glühendes Roth legte sich über das noch immer so reizende, aber krankhaft blasse Gesicht Elka's, — sie entgegnete:

„Onkel, Du fragtest mich einst, was ich vom Leben und Schicksal verlange? — Mit Schrecken sah ich in derselben Stunde ein, was es war — und daß es etwas Unmögliches war! — Seitdem ist's nun aber für mich unerreichbar geworden und — außer meinem Willen, den Wunsch zu besiegen, hat ihn das Schicksal selbst in's Bereich der Unmöglichkeit gerückt! — Frage nicht, was es war und ist; — laß Dir daran genügen: ‚ein Leben an Ladislaus' Seite war nicht dies unbewußt ersehnte Glück!' — Ich habe mir seit meiner Verlobung mit ihm tausendfach Vorwürfe gemacht, seine Werbung einst angenommen zu haben, denn — mein Herz gehörte ihm nie — — Kein Tag ist wohl seitdem vergangen, wo ich den Unfall erlitt, daß ich mir auch nicht sagte: es sei dies die Strafe für meine Falschheit! — Erbarmen, Onkel, sieh' mich nicht so an; — frage mich auch nicht — ich kann Dir Nichts weiter erklären — nichts weiter

offenbaren — ich bitte Dich nur — ja — ich flehe Dich an: laß es so sein, wie ich eben sagte, und willst Du noch einmal speciell etwas für mich thun — o bitte, dann erwirke mir im Damenstift zu Heiligenstein ein Ruheplätzchen. An den Hof kann ich nie mehr zurück — ich will es auch nicht — ich wünsche nur, in jenem stillen Heiligenstein zu leben und zu sterben, und mit mir stirbt da einst, was mein Geheimniß ist und was ich Dir nicht sagen kann." — —

Ja, angesehen hatte Graf Western seine Nichte, aber — sie zu fragen, lag ihm fern! — Zu was noch fragen? — Das, was sie ungesagt ließ — er wußte es ja, ahnte es lange, und ihr Geheimniß, das ihr das dunkle Roth der Scham in's Antlitz trieb und sie erbeben und erzittern ließ, in der Furcht, er könne errathen, ahnen, was sie längst als Schmach und Schande angesehen hatte, — ihm war es ja kein Geheimniß mehr. Er hatte niemals die kleine Scene unter den beiden Kindern, — diesen Kindern so verschiedenen Standes — im einsamen, weltentlegenen Garten des Zillerthals vergessen; er hatte sich auch niemals über den Grund getäuscht, weshalb seine Nichte sich überall fremd und unglücklich fühlte, und woher es kam, daß die wilde Rose sich nirgends acclimatisirte! — Zu seinem heißesten Schmerz erkannte er immer von Neuen, Elka konnte das Zillerthal, das seltsam ungebundene, fessellose Leben ihrer Kinderjahre nicht vergessen! — —

Diese Eindrücke waren unvertilgbar. Niemals war ihm das klarer geworden als auf ihrer gemeinsamen, langen und schönen Reise. Was hatte er ihr Alles gezeigt, — wie hatte er Eindrücke und Erlebnisse oft in rascher Fluth auf sie einstürmen lassen, um das Alte, längst Vergangene zu überwältigen und jene Erinnerungen in ihr abzuschwächen, zu ertödten, — Alles, Alles war vergebens gewesen! — Jene Kinderzeit war für sie wie die Sonne; ihr Glanz durchbrach immer und wieder strahlend jedes andere Gewebe, das Zeit und Verhältnisse vor ihr aufrollten, und welche das Leben als neue Bilder vor sie hinstellte.

Nur Eins hatte sich jetzt geändert und war erreicht, dies war der einzige Trost in den bittern Augenblicken: sie hatte endlich erkannt und eingesehen, was ihr Herz als Glück betrachtet, — als höchstes Glück ersehnt, es war eine Verirrung ihres Geistes gewesen und sie war in Kampf mit dem Phantom getreten, ein Kampf, dem aber leider noch immer nicht ein vollkommener Sieg gefolgt war.

Sechstes Capitel.

Aus Elka Bartory's Tagebuche.

Ende Februar.

Es sind heute fünf Jahre, daß ein zu immer brennenderem Verlangen gesteigerter Wunsch von mir sich erfüllte! — Die allzeit gegen mich so gütige Königin gestattete mir, nach Heiligenstein zu übersiedeln, ehe noch eine Stiftsstelle vacant war und ich konnte — ich durfte endlich dem lästigen Zwange, entfliehen — konnte, durfte endlich all' den Verhältnissen des Lebens den Rücken wenden, die mir tausendmal drückend gewesen sind — mir auf die Dauer immer drückender geworden waren. — Nicht allein war's das Hofleben mit seiner Etiquette; — es war ebenso das Leben in Haus Langenbrück. — — Hier, hier in Heiligenstein winkte mir, — wie ich wähnte — endlich, endlich Freiheit! — Daß die Mehrzahl der Stiftsdamen so alt, um meine Großmütter sein zu können, störte mich nicht, denn das Alter hatte längst einen größern Reiz für mich, wie die Jugend mit ihren nie endenden Ansprüchen an Glück — oder an „Besonders“ — diesen sich

so wenig erfüllenden Ansprüchen! — Außerdem fand ich hier ja auch meine einzige Freundin Clara. Sie, die schon in der Pension mir von allen jungen Mädchen am nahesten stand, war ebenfalls in der Residenz meine liebste Gefährtin gewesen. — Welche Pläne machte ich, mit ihr das neue Leben, unser Stillleben zu genießen! Wie freute ich mich, allem Zwange, all' den tausend kleinlichen Rücksichtnahmen entronnen zu sein und mit welch' frohem, leichtem Herzen fuhr ich durch die lautlos stille Haide, dem Stifte entgegen. Ja — in wahrer Glückseligkeit betrachtete ich das baumlos öde Land dieser weiten, endlos weiten Haide, deren Saum im Osten Haus Langenbrück berührt — an deren westlichen Grenze die dunkeln Rüstern aufragten, die Stift Heiligenstein, das hochadelige Damenstift von Heiligenstein in ihren Schatten bergen. Das weite, stille Land, der weite Horizont mit seinen fliehenden Wolken — das abgeschiedene Haus in jener tiefen, tiefen Einsamkeit, das die sinkende Sonne umleuchtete — in all' der Stille und dem tiefen Frieden erblickte ich die wohlthuende Verheißung: „Da wirst Du wirklich leben können und brauchst nicht à la Gliederpuppe Dich mehr zu bewegen.“ Ja, aus diesem Heiligenstein und in der Haide schien mir die Etiquette verbannt. Der wehende Wind, der über Farrenkraut und Ginster erfrischend dahinstrich, erhob auch meine, in dem langen Zwange niedergebeugte Seele, und in aufwallender Freude

gab ich mich dem Hoffen auf Freiheit hin — auf Freiheit des Denkens und Handelns! —

„O Du theure, vielgeliebte Königin, warum mußtest Du bei Deinen vielen andern guten Eigenschaften nur so verzweifelt langweilig sein! — Warum war's Deine Passion, ewig Spitäler und Armenhäuser aufzusuchen und überall die Krankensuppen zu kosten!" So dachte ich im Rückblick auf den einen Theil meiner vergangenen Jugendjahre. — Beim weitern Rückerinnern, dem ich unwillkürlich auf jener Fahrt zum Stifte erlag, da stand die gestrenge, hartherzige Tante Wilhelmine vor mir, — vergessen war alles Gute, das sie in meiner Krankheit mir angethan und nur des Bösen war und blieb ich mir bewußt, das sie verschuldet; jenen gräßlichen Umschwung in meinem Leben, vom Zillerthal, mit seinen zum Himmel aufragenden Bergen, in die Wüstenei von Haus Langenbrück — vom Zillerthal, wo ich Freunde hatte, unter das Scepter der unbarmherzigen Miß Glandon, meiner erbitterten Feindin. —

Der Wagen hielt am Stifte. „Gott sei Dank!" rief ich aus. — „Gott sei Dank, daß Du hier — hier leben kannst," so dachte ich beruhigt. —

War's eine böse Vorbedeutung, daß der Tod mich an Heiligenstein's Schwelle empfing?! Ich sah es nicht so an, obwohl der erste Eindruck an meiner neuen Heimathstätte ein banger und bedrückender, verweinte Augen —

düstere Trauerkleidung — ein schwarz verhangenes Leichenzimmer und Todtengesänge von endloser Länge — Gebete und Predigten, die über drei Stunden dauerten. — Eine Stiftsdame war ganz plötzlich gestorben. Ihr Tod war für mich aber der feste Boden, hier Fuß zu fassen und meine Einkleidung fand nun bald Statt. — Trotz mancher dunkeln Anzeichen war mein Muth noch ungebeugt an jenem festlichen Tage. Als man die Symbole vertauschte, den Kranz von rothen Rosen mir am Altare aus den Locken nahm und dann mit einem langen schwarzen Schleier mich umhüllte — da fühlte ich kein Weh, mit jenem Rosenkranze abgetrennt zu sein — von der Welt und ihren Freuden. Nein, innerlich jubelte ich laut: fortan von den Schleppen und allen übrigen hochwichtigen Toilettensachen erlöst und ein freierer Mensch zu sein! — Die Welt, die man „die schöne“ nennt, war mir bisher einzig wie ein Käfig, wie eine Zwangsanstalt erschienen, und ich hatte seit meinen Eintritt in dieselbe eigentlich heimlich und offen nur auf Kriegsfuß mit ihr und ihren Vergnügungen — ihren Verhältnissen gestanden. — Zu meinem nicht geringen Staunen sah ich aber bei jenem Wechsel der Symbole Thränen in den Augen aller Umstehenden — hörte meine liebe Clara sogar laut schluchzen und mein stattlich schöner Onkel Dagobert, der Vaterstelle bei meiner Einkleidung vertrat, und mich zum Altare, zu der Aebtessin und zu den Stiftsdamen geleiten mußte,

er war so todtenblaß, daß ich meinte, er würde ohnmächtig. Aus der schwarzen Schleierwolke sandte ich ihm einen aufmunternden Blick zu — ein Lächeln, von dem er mir beim Diner sagte: es gehörte vollkommen an der wilden Rose!“

Die wilde Rose war nun in der Haide. — Wie ging's ihr da, — da, wo sie hinkam, im Hoffen auf Freiheit!? — —

Unter den vielen Geschenken, die ich an dem Tage in meinem Zimmer fand, das neben dem Salon der Aebtissin liegt, da war auch dieses Buch — ein Tagebuch. Es war eine Gabe vom Onkel Dagobert. — Als ihn mein Scheiden von Haus Langenbrück zu betrüben schien und er sich als Ersatz viel Briefe erbat, antwortete ich ihm scherzend, indem ich ihn daran mahnte, welch' saumselige und schlechte Correspondentin ich stets gewesen sei: „ich wolle ein Tagebuch für ihn führen“. Beim Abschiede an jenem Tage meiner Einkleidung erinnerte er mich an dieses Wort und sagte: „Verzeichne auf diesen Blättern Dein Denken, Dein Empfinden, Deine Erlebnisse und — laß mich hoffen, daß ich die also beschriebenen Blätter einst lesen darf.“

„Die „beschriebenen“ Blätter!? — — Bis heute, — nach fünf langen Jahren, blieben sie leer. — Was liegt darin? — Mein Elend. — — Ist die Bezeichnung zu stark? — Nein, denn ich bin elend hier. — — Verlangte

ich wieder zu viel vom Leben, als ich Freiheit hier zu finden wähnte? — — Freiheit und das Heiligensteiner Damenstift!!! — Welche Ironie! — Ist die Etiquette nicht hier ebenso der regierende Dämon, wie am Hofe? dort der Stab der Oberhofmeisterin — hier das Scepter der Aebtissin, eines Satans an Bosheit. Ja, so nannte ich sie einst, — jetzt ist sie todt — und mag Gott ihr vergeben, was ich ihr längst verzieh. — Die Oberhofmeisterin hatte sich in den Grenzen des Erlaubten zu halten: — sie stand gewissermaßen im Bann der Hofgesetze; — unsere Aebtissin that, was sie that, aus Freude an kleinlicher Quälerei und aus Princip des Bösen; ihr Benehmen gegen uns, namentlich aber gegen mich, war fortgesetzt ein unerlaubtes. — Welche Gegensätze einte dieser Charakter und ihr Wesen: Hoffahrt und Demuth stritten da stets miteinander; und ärgerte ich mich in einer Stunde über ihren an's Lächerliche streifenden Hochmuth — in der nächsten — da sah ich sie auf den Knien liegen und hörte sie Gebete sprechen, die jeder Heiligen Ehre gemacht haben würden. — Schein, Komödie all jenes Gute an ihr — vorherrschend das Böse nicht allein, sondern Alles überwuchernd, überfluthend! — Und diese Frau war unsere Oberin, unsere Beherrscherin. Entsetzliches Verhängniß! — Mich marterte und quälte diese Dame Domina bis zu ihrem Ende mit Sticheleien, mit „in Gift und Galle“ getauchten Anspielungen auf

das Leben meiner Mutter im Zillerthale, — auf meine „unter Bauern und Dorfmusikanten" verlebte Kindheit!

Miß Glandon, meine ehemalige Gouvernante und Peinigerin, ist seit Jahren die Gattin unseres Stiftsgeistlichen. Sie war die Freundin, die Vertraute der Aebtissin und mußte ihr Manches erzählt haben, das dieser nun den unerschöpflichen Quell zu all' ihren Bosheiten bot. —

Was habe ich Alles in der Beziehung ertragen, — was nebenbei noch hinnehmen müssen über mein „tolles Reiten" das mich endlich lahm gemacht, — über meine zurückgegangene Verlobung, die aber — wie sie sich über die Sache mit Aplomb auszudrücken beliebte: „einem pflichtgetreuen Sohne, der einzig nach dem Willen des Vaters gehandelt und mich nie geliebt habe, endlich die Freiheit gebracht."

Anfangs dachte ich, ihr Haß gegen mich sei durch einzelne Weigerungen hervorgerufen. Ich betheiligte mich nicht am Stricken der Missionsstrümpfe; — ich konnte nicht immer Buchzeichen in Cartonpapier sticken, die von ihr zu wohlthätigen Zwecken verkauft wurden. Sie durften nur den Spruch tragen: „Befiehl dem Herrn Deine Wege." Sicherlich ein wundervoller Spruch — aber — ihn ewig in petit point zu sticken, war mir ebenso schrecklich, wie die grauwollenen Socken für die Missionare.

Und um dieses Werk zu krönen, las Dame Domina

bei solcher Arbeit „Wanderungen aus der Wüste“ vor. Fremde Welttheile sind mir nicht nur vollkommen gleichgiltig, unsern Heiligensteiner Wüstenzügen fehlte noch dazu jegliches Manna. — Ich gab der Aebtissin zur Entschädigung mein halbes Stiftsgehalt und ging — während sie mit den Damen stickte, strickte und las, in die Haide, verführte meine liebe Clara auch zu dieser Opposition und verleitete sie sogar zu dem Verbrechen, über den Zeitpunkt der Andachtsstunde hinaus fort zu bleiben — diese Andachtsstunde, die von der ehemaligen Miß Glandon oft zwei Stunden lang ausgedehnt wurde. Ich konnte nun einmal nicht tagtäglich diese Person sprechen hören. — Schon, sie nur zu sehen, mit ihrem gewichsten Scheitel, ihren runden Glasaugen und ihrer scheinheiligen Miene, regte meine Nerven auf und machte mich reizbar und ungeduldig. — Hielt ihr Mann die Andacht, das eigentlich seine Pflicht war, immer zu thun, so fehlten wir nie. Er war ein echter Apostel des Herrn und seine Handlungen, sein ganzes Leben standen in Einklang mit seinen Worten. Was er sagte, griff an's Herz und in die Seele. Ich achtete ihn hoch; ich verehrte und liebte ihn um seiner Güte willen, seiner Duldung, seiner Milde, seines Erbarmens. Wie oft sah ich ihn mit einem Korbe Lebensmittel, mit Wein und Arzenei, in entfernt liegende Dörfer oder in die Haide zu armen Kranken wandern. Wie oft begleitete ich ihn, seit Onkel

Dagobert mir einen Ponny geschenkt hatte, auf diesen weiten Wegen; und wie glücklich war er stets, gab ich ihm meine, von jenem gütigen Onkel stets reich gefüllte Börse, um der Noth da, wo er sie fand, noch gründlicher abhelfen zu können. Leider wurden ihm diese Freuden getrübt und mir verbittert. Seine Frau wurde eifersüchtig auf mich, daß der arglose Gemahl mich seinen „Liebling“ nannte und — mein thörichtes Herz als eins der besten auf Erden bezeichnet hatte.

Durch Clara erfuhr ich von dem Zerwürfniß unter den Gatten, von den Scenen, mit der er jede Begegnung, jeden Weg mit mir büßen mußte. — Danach waren mir die neuen Angriffe und Sticheleien der Aebtissin — die Gebete der frühern Miß: „uns vor dem Teufel der Koketterie zu bewahren,“ erklärt. — Onkel Dagobert lachte Thränen, als ich ihm Form und Inhalt der letzten Andachtsstunden mittheilte und die Tante Wilhelmine sagte energisch: „die Person ist wohl verrückt geworden.“

Nein — sie war es nicht — aber sie machte mich fast verrückt mit ihren Anschauungen. — Und ihr Mann!? Ach, daß der beste und klügste einmal im Leben einen dummen Streich macht! — Erst hörte er stets schweigend seine — wie sie sich ausdrückte: „in ihren Rechten“ beeinträchtigte bessere Lebenshälfte an, eines Tages erwiderte er ihr Etwas, — erwiderte auf ihre thörichte Behaup-

tung: „Du liebst diese Elka Bartory!“ — „Es ist möglich, daß Du Recht hast.“ —

Clara war außer sich über dies halbe Zugeständniß, „diese Dummheit“ — wie sie energisch sagte. Mir war der Verkehr mit dem Pfarrer verleidet — dieser harmlose, aber hübsche Verkehr und — seine Armen kamen zu kurz; ich wagte nicht mehr seine Leidenschaft für Arme und Wohlthun zu unterstützen — „es war ja nur Koketterie“ behauptete die Gattin.

All' dies, das im Stifte unerträglich wurde und doch mit Würde und Anstand hingenommen werden mußte, wie gut, wie leicht, im Vergleich zu späterer Zeit, fügte ich mich dem Unangenehmen und Kränkenden, so lange Clara mir noch zur Seite stand. Sechs Monate nach meiner Einkleidung verlobte sie sich aber mit einem aus Batavia heimgekehrten Vetter, der sein Domicil nun in Frankfurt am Main genommen hatte, und dessen glückliche Gattin sie wenige Wochen später wurde. — Wie einsam — wie freudlos wurde dann mein Leben. Ich vegetirte eigentlich nur mehr. Dazu kam, daß mein Fußleiden mir einen neuen, langen Hausarrest auferlegte, — einen Arrest, den ich den Muth hatte, dann so auszudehnen bis das Uebel gehoben war, und daß ich jetzt, ohne böse Folgen, wieder weit gehen kann.

In diesen letzten einsamen und traurigen Jahren

lernte ich Stricken und Häkeln, Okisen machen und Rouleauxschnüre knüpfen, — kurz, all die Fertigkeiten, die ein hochadliges Stiftsfräulein zieren. Zur Erholung malte ich Buchzeichen in altdeutschem Styl; und Mancher behauptete, meine imitirte Klosterschrift, in der ich die Bibelsprüche verewigte, könnte einem fleißigen Mönche alter Zeiten und früherer Jahrhunderte Ehre machen. — Trotz der Berge grauer Missionssocken, die ich der Aebtissin ablieferte, — trotz der guten Einnahmen, die meine Buchzeichen abwarfen und welche in die Missionskasse der Dame Domina flossen, — ihre Freundschaft erwarb ich mir doch nicht. Dafür nannten mich die andern alten Stiftsdamen ihr „Licht", ihren „Sonnenschein". — Alle, alle diese alten stillen Seelen, die sechzig und fünfzig Jahre im Stifte gelebt hatten, gingen nach und nach heim, legten sich endlich unter meinen sie überwachenden Augen zum letzten Schlafe nieder — oder — starben in meinen Armen. — Sie wollten mich nur als Pflegerin um sich haben und dieser, ihr letzter Wunsch war mir ein heiliger. — Jede, Jede, die dann so still — so ruhig und friedlich vor mir lag, sie wurde aber von mir beneidet! — Sie hatten ausgelitten, waren fertig mit Leben und Dasein, mit Missionssocken und Rouleauxschnüren! Sie, die, so alt wie sie waren, noch ewig von der Oberin gescholten und geschulmeistert waren, — sie wurden nun in allen Tonarten gelobt — die Hauptsache

aber galt für mich, auf ihren Gräbern stand: „Sie ruhen im ewigen Frieden.“

Ehe vor etwa acht Tagen meine Peinigerin, die Aebtissin starb, wurde ich zu ihr entboten. Was sie von mir wollte? — Ich staune noch! — es war: meine Verzeihung. Wie versteinert starrte ich sie an, unfähig einen Laut zu entgegnen. Da beichtete sie mir den Grund ihres Hasses — ihrer Verfolgung: „Mein Großvater, der Vater meiner Mutter, hatte ihr in ihrer Jugend, als sie Hoffräulein gewesen, gerechte Hoffnungen auf seinen Besitz erweckt, er hatte dann eine Andere geheirathet und ihre Heimath sei das Stift geworden, nicht Haus Langenbrück, das — wie zu ihrem ewigen Hohne — ihr, wenn auch nicht dicht vor Augen gelegen habe, aber doch an der Grenze derselben Haide, wo sie ihr ödes, leeres Leben gelebt, während in Langenbrück das Familienglück, die Familienfreude zu Hause gewesen sei!“

Als ich in meiner Kindheit, kurze Zeit nachdem ich zu meinen Verwandten in die hiesige Gegend gekommen war, auf einem einsamen Spaziergange, in den entlegensten Theile des Parkes von Haus Langenbrück kam, fand ich dort ein Grab, nahe dem Erbbegräbniß der Familie Western. Es war das meines Großvaters, der — wie ich später erfuhr — lieber unter Gottes freiem Himmel seine ewige Ruhestätte haben wollte, als zwischen engen Mauern. Sein Grabstein war mit Moos und grünen

Flechten dicht umzogen. Ich reinigte den Stein, und als ich die darauf verzeichneten Worte las — das Jahr seines Todes, berechnete ich, es waren nahezu dreißig Jahre, daß er gestorben. Achtzehn Jahre sind seitdem vergangen: mein Onkel Dagobert, der wenige Monde nach dem Tode seines Vaters geboren ist, nennt sich seit lange „ein alter Mann" und der Haß der Frau, die den Verstorbenen geliebt hat, war noch bis vor wenigen Tagen in vollster Blüthe! — Erst Angesichts ihres eigenen Todes sieht sie das Verbrecherische ihrer Handlungsweise gegen mich ein und fleht um Vergebung. —

War ich bei ihren ersten Worten gleichsam schon versteinert — wie war mir nun zu Muthe, nachdem ich die Beichte gehört — den Grund ihres Hasses vernommen. Als ich so entsetzt vor ihr stand — sie so hoffnungslos anblickte, — dann von Schauder und Abscheu erfüllt zurückwich, als sie emporschnellte und ihre feuchtkalten knöcherigen Hände mich berührten, da lachte sie laut auf und mit einem Gesicht — mehr einem Teufel wie einem Menschen angehörig, rief sie keuchend und krächzend: „So — so voll Abscheu und Schrecken, wich Deine schöne Großmutter vor mir zurück, als ich ihr damals, am Vorabend ihres Hochzeittages, den Fluch zuschleuderte, den Fluch, der sie und ihre Nachkommen, — Euer ganzes Geschlecht treffen sollte! — Betend fiel sie dann auf ihre Knie und flehte Gott an: „mich nicht zu hören — meinen

Fluch in Segen zu wandeln.“ — Wie ein Cherub sah sie aus mit ihren sanften blauen Augen, die ich ihr hätte ausreißen können, — mit jener Fluth von blonden Locken, mit denen ich sie hätte erdrosseln mögen! — Deine Mutter, Etelka Bartory, war ihr Ebenbild, — das Ebenbild der Zauberin, die mich um alles Lebensglück betrogen! Du, Du hast nur die Züge und jene verführerischen Locken geerbt. — Deine Mutter, — ich glaube — ich hoffe — sie spürte genug von meinem Fluche; — ihr ältester Bruder, der Erstgeborene meiner Feindin, sprach einst die Worte gegen mich aus, die auch mein Herz mit Jubel erfüllten, — die Worte: „Mein achtes Kind abermals ein Mädchen! — ist's nicht, als ob ein Fluch auf Haus Langenbrück ruht, der das Geschlecht — den alten edeln Namen untergräbt?“

Nach Athem ringend hielt die schreckliche Frau hier einen Moment inne — mit ihren tückischen Augen mich anblinzelnd fuhr sie kichernd fort: „Der Letzte des Hauses Western jetzt, Dein Oheim Dagobert, wie steht's mit ihm? Er liebt die lahme, verlassene Braut des Grafen Koralyi. Die blonden Locken — das Erbtheil meiner Feindin — haben sein stolzes, festes Herz umwunden — und sie — sie liebt ihn nicht wieder! — Das Herz der Ungarischen Baroneß Bartory hängt noch am Dorfe des Zillerthals und liebt — nur dessen Bauernbuben! — O — o — gesegnet sei mein Fluch!“

Kaum verständlich waren die letzten Worte; — ich weiß auch noch, ich dankte Gott, daß Niemand weiter zugegen war; — horchend, lauschend stand ich da — angsterfüllt und bebend, was sie noch sagen würde. — Sie aber sagte dann nichts mehr. Entsetzt starrte sie nur plötzlich in des Zimmers Ecke. Ich konnte es nicht mehr ertragen, mit ihr allein zu sein — ich riß an der Glocke. Viele kamen — Zofen, Dienerinnen und die erschreckten Damen; — sie sah Niemand an. Wie von bösem Bann umfangen starrte sie einzig voll Entsetzen in die Ecke. — Der Todesschweiß perlte auf ihrer Stirn — plötzlich hob sie abwehrend die Hände — schrie laut und gellend: „Fort — fort, Ihr Teufel!“ Wie wenn unsichtbare Hände sie ergriffen, so wehrte sie sich — verbarg sich hinter Kissen und Decken, die sie mit unnatürlicher Kraft emporriß; — schaudernd lief Alles vom Bette fort. Einzelne schrieen: „Ruft den Pfarrer!“ — Da, wie unter Einwirkung einer höheren Macht, stürzte ich auf die Unglückliche zu, umschlang sie mit meinen Armen, hielt ihren Kopf gegen meine Brust und ihre kalte, feuchte Stirn mit meinen Lippen berührend, sagte ich leise: „Ich vergebe Dir Alles — vergebe Dir im Namen unseres Geschlechts —“. Sie, die mit einem Male ganz ruhig geworden, athmete hier tief auf, sah mich an — sah sich noch einmal um — plötzlich wieder ein lauter Schrei und — sich von mir los machend — deutete sie mit

ihrer Hand in's Zimmer und rief wimmernd —: „Da — da stehen sie, um mich in die Hölle zu bringen. Fort! — fort! — Hilfe! — Hilfe! — Verloren! — Elka Bartory, bete für mich — erlöse — erlöse mich."

Das ihr letzter Schrei — ihr letzter Flehensruf! Als der Geistliche kam, war sie todt.

„An Gehirnentzündung und im Delirium" gestorben. So schrieb der Arzt in's Todtenregister des Stifts.

„Vom Teufel geholt." Darauf schworen alle Dienerinnen, und so hieß es bald ringsum in der Haide und in allen Dörfern. — Den Dienst gekündigt haben alle Zofen, alle Mägde, — ja — die meisten liefen vom hellen Entsetzen gepackt, schon in derselben Stunde aus dem Stifte. Wer auch zurückkam, von Vater oder Mutter auf's Neue hierher gebracht, ist wieder fort. Ja — Alle sind auf's Neue nach dem Begräbniß auf und davon gerannt. — Völlig frei von Aberglauben, hat selbst mich der sich umdunkelnde Himmel peinlich berührt, als der Leichenzug zum Friedhofe des Dorfes Heiligenstein sich hin bewegte. Die Sonne schien bis dahin warm und glänzend; und obschon wir noch im Februar sind, machte der Tag den Eindruck eines klaren Frühlingsmorgens. Plötzlich Wolken, dann Sturm, Blitz und Donner. Nur wir Damen hielten am Grabe aus und die Personen, die ihr Amt fesselte. — Alle Andern verloren sich; — immer lichter, weiter wurde der Kreis — immer bewegter sprach

der Geistliche. — Als er geendet, als die Posaunenbläser den Choral anstimmten, — da ergossen sich wahre Wasserfluthen. — Zu bleiben, zu singen war ganz unmöglich, wir mußten auch flüchten. — Mein letzter Blick glitt in die offene Gruft. — Das niederstürzende Wasser hatte alle Kränze und Blumen vom Sargdeckel gespült — kopfschüttelnd stand der Todtengräber zu Füßen, dann ging auch er fort und preisgegeben der Macht des Elementes blieb vorerst das Grab. — —

Noch an demselben Abend war das Stift leer bis auf zwei Damen und eine einzige alte Dienerin. Diese Dame, die außer mir hier blieb, ist eine Gräfin Battenfeld. Sie ist einige Jahre jünger wie ich, zählt erst sechsundzwanzig und ist selten schön. Sie war in der Residenz einst hochgefeiert und als sie Palastdame der Königin wurde, erzählte man von ihr, sie sei zwanzig Jahre alt und habe dreißig Heirathsanträge gehabt. Im vorigen Jahre kam sie zu uns.

Seit drei Tagen sind wir also allein im Stifte und jetzt haben wir eigentlich zum ersten Male länger miteinander gesprochen. Es war gestern. Mein Onkel Dagobert, der vorgestern Nacht erst von einer längern Reise heimkehrte, war am nächsten Morgen gleich gekommen, nach uns zu sehen. Die tollsten Gerüchte über die hiesigen letzten Vorfälle waren auch nach Haus Langenbrück gedrungen; er bat, „ob ich nicht mit Gräfin Irma zu

ihm übersiedeln wolle, bis hier wieder Ordnung eingekehrt sei.“

Die Tante Wilhelmine, die bei ihm lebt, seit er vor drei Jahren Majoratsherr wurde, in Folge dessen seinen Abschied nahm und nach Haus Langenbrück übersiedelte, sie ist schon seit längerer Zeit bei ihrer Tochter Melanie in Ungarn, die nun endlich dem Hause Koralyi seinen neuen Stammhalter geboren hat. — Auf die Abwesenheit einer dame d'honneur in seiner Junggesellenwirthschaft anspielend, sagte er lächelnd: „ich bin ja nicht allein ein alter Mann, der Dich und Irma Battenfeld seit der Wiege kennt, Ihr habt Euch ja auch schon, wie ich hörte, „alte“ Stiftsfräuleins genannt, und mithin kann es Nichts ausmachen, vereinigt dies Alter sich unter den obwaltenden Umständen auf meinem Gute, wo — dem Himmel sei Dank — ein Teufel noch keine so schauerliche Rolle gespielt hat, wie hier in Eurem plötzlich ganz verrufenen alten Eulenneste.“

Trotz seiner Vorstellungen blieben wir aber in diesem verödeten Hause, in dem verrufenen Eulenneste.

Gräfin Irma wurde nämlich ganz unfreundlich, als ich den Vorschlag meines Oheims unterstützte und sie bat, in mein Zimmer zu kommen, wo er ihr noch all' seine Gründe, unsere Uebersiedelung nach Haus Langenbrück betreffend, selbst auseinandersetzen wollte.

Die feinen Augenbrauen des schönen Mädchens zogen

sich finster zusammen und als ich in heitern Worten wiedergab, was er scherzend gesagt hatte, traf mich ein Blick so grenzenlosen Hasses aus den sonst so ernsten klaren und ruhigen Augen, daß ich plötzlich inne hielt und voll Verwirrung mir bewußt wurde, eigentlich zum ersten Male in Gräfin Battenfeld's Zimmer zu sein und zwar, unaufgefordert diesen Raum betreten zu haben! — Ihr kühles, ablehnendes Wesen hatte mich, wie die meisten der Stiftsdamen, bisher fern von ihr gehalten und nur unsere, mit einem Male so isolirte, aufeinander angewiesene Stellung mich dieses eben vergessen lassen.

Als ich mich daher mit kurzer Verbeugung und einfacher Entschuldigung „sie gestört zu haben“, wieder entfernen wollte, rief sie rauh und gereizt:

„Ihr Kommen ärgerte mich nicht — nur, daß sie unwahr redeten, war mir verhaßt. Die Lüge — oder die Verstellung, wie ich hier wohl sagen muß, sind mir unleidlich. Bitte, sehen Sie mich nicht so stolz und so verwundert an, denn es ist ganz so, wie ich gesagt. Sie erwähnten nämlich, Ihr Herr Oheim sei unseretwegen hier und das ist nicht der Fall. Ihretwegen, einzig Ihretwegen kam er und ist besorgt. — Wenn Sie nun vielleicht angenommen haben, seine Liebe zu Ihnen sei mir unbekannt, so irren Sie sehr. — Diese Liebe zu Ihnen, Baroneß Bartory, war das Tagesgespräch in der Residenz nach Ihrer aufgelösten Verlobung. — Graf Western konnte davon, trotz aller

Mühe, die er sich gab, ernst davon zu reden und ernst dabei auszusehen, nie eines Lächelns vollkommenen Glücks sich erwehren, nie anders als mit bebender Stimme — dieser Stimme, die auch in verhaltenem Glück erzitterte — darüber sprechen. — Mein Vater fragte ihn daher eines Tages nach seinem wahren Empfinden und gebrauchte die mir unvergessenen Worte: Liebst Du Elka Bartory nicht mit einer Leidenschaft, die weit über Deine Jahre hinausgeht und die mir endlich erklärt, warum Du bisher unvermählt geblieben bist? — — Ihr Onkel gab die Liebe zu und gestand auch meinem Vater, wie lange sie schon im Herzen gehegt würde, wie er Sie schon geliebt habe, als Sie noch Kind gewesen! — — Ich aber, Baroneß Bartory, saß bei dem Gespräche im Salon nebenan und hörte Alles. — — Später, hier im Stifte, hörte ich abermals von der Liebe. — Ich weiß, warum Graf Dagobert von Western vor zwei Jahren, nachdem er kaum Majoratsbesitzer geworden und in Haus Langenbrück als Herr eingezogen war, die große Reise in fremde Welttheile antrat. Die Aebtissin hatte ihn und Sie belauscht! — Sie hörte: er bat, er flehte Sie an, sein Weib zu werden. — Sie lehnten seinen Antrag ab. — Dame Domina gebrauchte die Worte: Da hat sie nun immer seither mit ihm kokettirt, von Haus Langenbrück als ‚reizendstem Haidebilde‘ gesprochen und nun belacht sie seinen Antrag — lachte über seine Liebe, seinen Jammer.“

Sprachlos und erschrocken hatte ich Irma zugehört! bei ihren letzten, in Verachtung mir zugeschleuderten Sätzen regte sich der Zorn. Ich rief außer mir: „Lüge, nichtswürdigste Lüge ist Alles, was die Aebtissin zuletzt darüber gesagt hat!“ und bei den Worten wandte ich mich von ihr ab und verließ das Zimmer. — Gebannt, gefesselt vom Entsetzen stand ich auf dem Corridor still, — erschrocken fragte ich mich: „Was, was um Gottes willen kann Grund des maßlosen Hasses sein, der ihren Augen entsprühte und in ihrer bebenden Stimme sich so deutlich kundgab? — — Fast verzweiflungsvoll sagte ich mir dann: „kaum Deine eine erbitterte Feindin todt und begraben, und eine andere, ebenso erbittert Dich hassende, steht mit zornflammenden Augen und mit beleidigender Verachtung vor Dir!“

Werden solche Scenen sich wiederholen und würde ich ihre Worte so hinnehmen, wie die der Aebtissin?! Mein Ausruf ließ das nicht zu, — der Zorn hatte mich schon übermannt. — Warum bin ich aber heute noch traurig über diesen Zorn? — — Ach ja, es wird schon so sein — ich werde mich auch von der jungen Irma so peinigen lassen, wie von der alten Aebtissin. — Lust an Zank und Streit, an Zorn und Haß liegt nicht in meiner Natur. Das Rebelliren ist nicht meine Sache. Schon meine Mama hat mir ja ein so großes Talent zum Dulden und Ertragen zugesprochen, wie Onkel Dagobert

mir einst erzählte; und selbst Tante Wilhelmine, die nie Etwas an mir lobte, pries während meiner Krankheit meine Fügsamkeit und Geduld. Ja, — als ich damals Ladislaus Koralyi so unbekümmert Melanie überließ und zu deren Beider Glück die Komödie einer gänzlich lahm gewordenen Braut spielte, da riefen Beide, ach, wie oft: „Du bist ein Engel,“ und Onkel und Tante stimmten bei: „Ja, sie ist wirklich ein Engel.“ — — Nein, nein, — ich bin kein Engel! — ich bin nur fügsam. Aber oft, oft im Ueberdenken meines Lebensloofes, ergreift mich Angst und banges Ahnen, daß all' das Unangenehme, was mein Theil ist, doch nur erst die Vorbereitung auf noch Schlimmeres ist, das die Zukunft bringen wird. — — Und auch heute stehe ich wiederum unter Einfluß dieser Angst und dieser trüben, dunkeln Ahnung! — — Dazu weiß ich gleichsam gewiß — dies Geschick wird mich ereilen, erfassen, überwältigen, — — Heiligensteins Mauern und Onkel Dagoberts treue Fürsorge werden mich nicht davor schützen. Welche Gestalt es hat, das sagt mir keine Ahnung, — — es steht nur in der Ferne wie ein Gespenst da, ungreifbar, unfaßbar — — ich fühle diese Angst vor dem Kommenden, auch jetzt stehe ich ihr machtlos, waffenlos gegenüber. — — — — — — —

Einen Tag später.

Schlaflos lag ich gestern Nacht da. Eine Frage verfolgte mich. Da ich nun einmal ein Tagebuch begonnen

habe, will ich auch offen diesen Blättern gegenüber sein. Ich hatte geschrieben und hatte es längst gedacht, wie ich hier jeden Sterbenden, außer der Aebtissin, beneidet hätte. — Warum aber wünschte ich mir den Tod? — War jene nie endende Sehnsucht nach den Stätten meiner Kinderzeit daran Schuld, — nach den alten, nie vergessenen Freuden und Freunden, oder aber war jene mich so oft überwältigende Furcht vor der Zukunft die Veranlassung zu dem Wunsche? — — Ich ergründete es nicht trotz alles Grübelns, und da — da trat die martervolle Idee endlich an mich heran: „ob solch' ein Fluch, wie die Aebtissin ihn ausgesprochen habe, ob er wirklich wirkungslos bleiben könne?" — Die nächtliche Stunde, die fieberhafte Hitze und Aufregung, in die mich alles Nachdenken versetzt hatte, dies war wohl Schuld, daß ich immer schreckerfüllter an jene trostlose Todesstunde der Aebtissin dachte und mir sagte: „ihre Bitten waren vielleicht auch Komödie und sie haßt, sie verfolgt Dich über Tod und Grab hinaus; — Du und Dein Geschlecht, Ihr seid dem Bannfluche dieses entsetzlichen Weibes verfallen!"

Ich ertrug es nicht mehr, mit diesen Gedanken mich inmitten der Nacht zu beschäftigen, ich mußte etwas thun und unternehmen, um ihnen zu entrinnen und das beängstigende Bewußtsein zu verscheuchen, gewissermaßen allein in diesem verödeten, plötzlich so verrufenen Stiftsgebäude zu sein. Ich kleidete mich rasch an und öffnete

dann leise die Thür, welche von meinem Wohnzimmer zur Terrasse mündet. Als die kühle Nachtluft mich umwehte, wurden Kopf und Geist freier. Wie schon so oft ging ich auch jetzt auf dieser langen Gartenterrasse hin und her. Die Nacht war mild und klar — in wunderbarer Pracht leuchteten die Sterne und in den Fernen des Haidelands wogte weiß schimmernd der Nebel, der langsam näher heranfluthend, in leichten, flockenartigen Gebilden die Gegend füllte und den umdunkelten Garten zu meinen Füßen wie mit dahin gleitenden geisterähnlichen Gestalten bevölkerte. Ich wurde nicht müde in das phantastische Wogenmeer der Ferne und auf die Bilder des nahen Vordergrunds zu schauen. Lautlose Stille rings umher! dann plötzlich der Ton heftigen Schluchzens. Ich war am Ende der Terrasse, da lagen Irma Battenfelds Zimmer. Weinte sie so bitterlich? — litt der Körper oder Seele? bedurfte sie des Beistands? — Leise schlich ich an die geschlossenen Laden der Thür und Fenster — jeder Spalt zeigte, daß Licht in dem Zimmer brannte, das sich an einer Stelle fast völlig überblicken ließ. Lauschen, sie belauschen, ihre etwaige Geheimnisse ergründen, das wollte ich nicht. Gott ist mein Zeuge, daß jede unehrenhafte Regung mir fern lag; ich war nur vom Wunsche geleitet, ihr beizustehen, wenn sie etwa einer Hülfe bedurfte.

Ich konnte ihr nicht helfen, wenigstens nicht in dieser Nacht. Ob später, das steht in Gottes Hand! Die schöne

Irma weinte nicht mehr, als ich durch des Ladens Spalte blickte, trüben Auges starrte sie auf ein Portrait, das vor ihr, hell vom Licht beleuchtet, auf dem Tische stand. — Es war das Bild meines Onkels Dagobert! Das Bild, das ehemals in des Königs Privatgallerie im Schlosse hing und welches, wie ich eines Tages gehört, — von seinem Platz verschwunden war, unter dem die Summe von tausend Thaler aber lag — „der Kostenpreis" des Gemäldes.

Wie gründlich, wie andauernd man auch nach dem Thäter gesucht und geforscht hatte, man entdeckte ihn nicht und unaufgeklärt blieb ebenfalls, aus welchem Grunde Jemand diesen willkürlichen und seltsamen Handel mit Sr. Majestät abgeschlossen. — Und nun mußte ich in der stillen Nebelnacht, auf der einsamen Stiftsterrasse, das entschwundene, das mir so wohlbekannte Portrait wiedersehen! — Was enthüllte sich mir bei diesem Wiederfinden außerdem? Was verriethen mir jene verweinten Augen des schönen Mädchens nicht Alles! Sie war als kalt, als leidenschaftslos verschrieen. Viele hatten schon gesagt, sie habe kein Herz. Von all' dem lag Nichts in diesen brennenden Blicken, die so starr auf jenem edlen, ernsten und stolzen Antlitz ruhten!

Schlaf und Müdigkeit blieben mir in der Nacht fern, rathlos wandelte ich hin und her in meinem Zimmer. Als mein Oheim Dagobert in den Frühstunden des

Morgens bei mir war, sagte er zu verschiedenen Malen: „Wie blaß — wie trauig Du heute aussiehst!“ und besorgt setzte er zuletzt hinzu: „Ist etwas Neues und Besonderes geschehen?“

Besonderes? Ja — so darf ich's wohl nennen. Seltsam, ganz seltsam war mir zu Muthe, als ich jetzt meinen Onkel nach der zweijährigen Trennung wiedergesehen! Noch eigenartiger war mein Empfinden, als er gestern fort ritt, mich verlassen — ich allein blieb in dem öden Zimmer des verödeten Stifts, Preis gegeben dem lebhaften Rückerinnern an jenen entsetzlichen Tod der Acbtissin, von dem ich ihm erzählt hatte, so allein mich fühlend, einzig angewiesen auf die Gesellschaft einer neuen Feindin!

Heute Nacht, nachdem ich meine schöne Feindin so vor mir gesehen, da bin ich mir des Grundes jener Wiedersehnsfreude klar bewußt worden. Ich erkannte auch die Veranlassung des plötzlichen Wehs, als Onkel Dagobert fort, als ich das gütige Antlitz nicht mehr sah, die tröstende Stimme nicht mehr hörte, die nur mir gegenüber diesen melodisch weichen Laut hat.

Hoffen, ein freudiges Hoffen war so unvermuthet in mein tief niedergedrücktes Herz gezogen, daß es doch noch so sein könnte, wie meine Tante prophezeit, wie mein Onkel gewünscht hatte. Als ich ihm dann sehnend nachblickte, dieser in den Fernen der öden Haide verschwindenden

Gestalt des einsamen Reiters, da erfaßte mich ein Grauen vor dem Fluche der bösen, der rachsüchtigen Frau; — ich bedachte voll Angst und Zittern; ob diese sich zwischen uns erweiternde Ferne nach kurzem Wiedersehen ein Bild unserer Zukunft sei, ob der Fluch uns ereilen, in der Weise treffen würde, daß unsere Lebenswege sich trennen?

Vergebens erinnere ich mich aber heute der Worte Tante Wilhelminens: „Du wirst die alte Heimath Deiner Mutter doch lieb gewinnen, bist Du erst Dagoberts Weib" — umsonst gedenke ich seines festen Händedrucks, ehe er seine Reise antrat, und als er sagte: „So Gott will, ist dies unsere letzte Trennung — meine letzte Prüfung."

Es konnte so sein, ich fühle das jetzt. O Gott, warum mußte ich nun gerade jetzt Irma Battenfelds Geheimniß ergründen und sie so — so gebrochen und verzweifelnd — vor mir sehen?

Am dritten März.

Jetzt weiß ich auch, wer das Blättchen beschrieben hat, das ich an einem Abend des vorigen Sommers am Teiche des Gartens fand. Ich warf es damals fest zusammengeballt in's Wasser, einentheils aus Discretion, um die Schriftzüge nie mit denen einer unserer neuen Stiftsdamen vergleichen zu können, anderntheils, weil die Worte mich zu tief selbst erschütterten, zu sehr an Etwas mahnten, das Bezug auf mich selbst hatte. Ob aber auch vernichtet, vergessen habe ich sie nicht und die Worte, die

mich in all diesen Tagen abermals unablässig verfolgen, lauteten:

„Du weiße Wasserrose,
Wie bleich im Mondenschein!
Nur, — ziehn' die Wolken droben —
Hüllt Dich ein Schatten ein,
Er legt sich tief und dunkel
Auf Deiner Blätter Kranz —
Fast — wie ein schwer Erinnern,
Das trübt der Jugend Glanz."

— — — — — — — — — — — — — —

Ob für Irma meines Onkels Freude über meine gelöste Verlobung solcher Schatten, solches Erinnern war? Gewiß. Mit welchem Ton, mit welch' bebender Stimme sprach sie neulich davon und wie viele Jahre liegen doch dazwischen — Arme Irma! Ich kann nichts Anderes denken, als an sie, und seit jener Nacht, wo ich sie so trostlos, so verzweifelnd sah, tritt ewig ein Bild aus vergangener Zeit vor meine Augen: ihr frohes glückseliges Gesicht, ihr in erster, wunderbarer Jugendschöne und Herzensfreude strahlendes Antlitz, das sie mir zuwandte, als die Königin ihr von meiner Verlobung mit Graf Koralyi erzählte. Sie war damals siebzehn Jahre alt und wohnte noch bei ihren Eltern, in deren Hause mein Oheim ein täglicher Gast war. Wurde sie zur Königin befohlen, von der sie ein großer Liebling, und war ich bei ihrer Anwesenheit zugegen, so behandelte sie mich schon damals mit einem so kühl abweisenden Stolze, der mich unan-

genehm berührte. Nur zur Zeit meiner Verlobung mit Ladislaus Koralyi änderte sich das Benehmen Irma's, die ich stets für ein sehr „sonderbares" Mädchen erachtete, und deren plötzliches warmes Entgegenkommen ich gar nicht begriff.

Alle Räthsel dieses sonderbaren Benehmens sind jetzt gelöst und ich denke einzig mehr daran, wie liebenswürdig, wie klug, wie schön und talentvoll alle Andern stets Irma fanden und wie selbst mein Oheim von ihr sagte, sie sei ein selten schöner und edler Charakter, ein Mädchen „unter Tausenden".

Ich, die sogenannte „wilde Rose", kann mich mit ihr nicht messen; — ich stehe in Allem unter Irma, die von frühester Kindheit an ihren Eltern und Lehrern nur Freude machte, die — wie meine Tante Wilhelmine mir vor Jahr und Tag versicherte, immer ihrem Stande, ihrer Stellung anpassend gedacht und gehandelt und das Musterexemplar einer vornehmen Dame gewesen sei!

Sogar ihre Liebe ist nun vollkommen standesgemäß: er Graf, sie Gräfin; er ehemals Adjutant Sr. Majestät, sie Palastdame der Königin.

Wer auf solch' klare, solch reine Vergangenheit seines Lebens zurückblicken kann, dessen Errungenschaft wird zum Lohn gewiß jene Ruhe und Würde, die Irma auszeichnet und welche mir so häufig in letzten Jahren von Dame Domina gerühmt wurde.

Im September.

Monate sind vergangen. Mit Schrecken las ich eben die damals geschriebenen bittern Worte des Schlusses, jedoch, ich brauche nicht mit Schrecken daran zu denken, denn ich bin ja mit Irma versöhnt und sie stellte mir das Zeugniß aus, ich habe wie ein Engel an ihr gehandelt.

Nun, das Engelhafte an mir ist jedenfalls nicht weit her und ich bin und bleibe ein schwaches Menschenkind — sogar ein sehr schwaches. Aber eine neue schwere Zeit habe ich wieder durchgemacht!

Irma erkrankte an dem Abend, wo ich mich in diesen Blättern ihrer Vorwürfe erinnerte. Vier Tage später hatte die Lungenentzündung, die sie befallen, sie an des Grabes Rand gebracht. Die Erkältung, diese schreckliche Krankheit, soll sie sich in dem Unwetter beim Begräbniß der Aebtissin zugezogen haben; und sogar drei andere unserer Stiftsschwestern, die damals so lange hier noch Stand hielten, bis unsere Oberin beerdigt war, wurden bei den Ihrigen, zu denen sie geflüchtet, von demselben Uebel heimgesucht und Eine starb sogar daran. — Irma entrissen wir dem Tode! Pathetisch sagte der Arzt: „es sei mir und meiner treuen Pflege, nächst Gott, zu danken." So gut ich's verstand, that ich's wenigstens, und nicht Tag noch Nacht wich ich von ihrem Bette, bis endlich ihre Mutter da war, die selbst krank, selbst leidend, erst

nach vierzehn Tagen kommen konnte. Da war Irma bereits außer Gefahr erklärt. Außer Gefahr!? So weit ich erkannte, war sie es nie seitdem. Husten und wiederholte starke Fieberanfälle blieben. Im Sommer schickte der Arzt sie nach Ems; jetzt ist sie mit ihrer Mutter und ihrem ältesten Bruder auf dem Wege nach Venedig und dort oder in Nizza werden sie den Winter zubringen. Wie groß, wie glänzend waren Irma's Augen, als sie zum letzten Male hier in meinem Zimmer weilte, und wie weh wurde mir um's Herz als sie von ihrem möglichen Tode, von ihrem Sterben in der Fremde sprach und mich bat, sie nie ganz zu vergessen.

Völlig vereinsamt erschien mir das Stift nach Irma's Abreise, trotzdem nun längst alle im Februar geflüchteten Damen hier wieder vereint sind. Die Königin erwählte das beste Mittel, die zerstreuten Schaaren aufs Neue zu sammeln. Sie sagte sich mit ihren Kindern und ihrem Hofstaate auf acht Tage zum Besuch in Heiligenstein an. Sie wollte, wie es hieß, „an Ort und Stelle die Wahl einer neuen Aebtissin leiten," bei deren Einsetzung die Anwesenheit der regierenden Königin, unter deren unmittelbarem Schutz das Stift steht, ein alter Gebrauch ist. — Wie die aufgescheuchten Tauben rasch heim zur gewohnten Stätte flattern, so eilig und schnell kamen bei der Nachricht alle entflohenen Damen zurück. Auch die Zofen und Dienerinnen beeilten sich, den verlassenen Posten wieder

einzunehmen und es war unter ihnen zu der Zeit weniger von Tod und Teufel die Rede, die zusammenwirkend sie vertrieben hatten, sondern — von den in Aussicht stehenden Trinkgeldern und Festlichkeiten.

Sehr komisch war, daß alle heimkehrenden Damen sich einen Besuch mitbrachten: eine Freundin, Cousine oder Schwester, und all' diese wurden so zärtlich plötzlich geliebt, daß man sie nicht von sich ließ. Sie durften nicht im „Fremdenflügel“ wohnen — sie mußten in den Zimmern der Damen bleiben. — Auch stets Arm in Arm kamen sie mit ihren theuern Gästen zur Andacht oder Abends zum Thee in den Salon, und niemals sahen Irma und ich eine der Damen allein über die Corridore gehen. — In jeder verirrten und raschelnden Maus wird noch zur Zeit der ruhelose Geist der Aebtissin vermuthet, jedes ungewöhnliche Geräusch im Hause mit ihr in Verbindung gebracht. — Ihr Schicksal blieb: gefürchtet zu sein.

Die neue Aebtissin ist mit den größten Feierlichkeiten und Festlichkeiten eingesetzt, und da sie eine Jugendfreundin meiner Tante Wilhelmine, eine verwittwete ehemalige Oberhofmeisterin irgend einer unserer verstorbenen königlichen Prinzessinnen ist, so habe ich das Glück, diese mir noch immer antipathische Verwandte häufig im Stifte zu sehen und abermals von ihren guten Lehren zu profitiren. Sie giebt vor, mich jetzt zärtlich zu lieben.

Sie ist aber nur in meinem Zimmer, um Alles zu controliren, zu besprechen und nach ihrer Art und Weise zu deuten und auszulegen. Wie unertragbar ist sie mir dann! — wie schrecklich der Gedanke jener Möglichkeit, mit ihr dauernd unter einem Dache zu leben! Ich — ich da Herrin, wo sie einst Gebieterin war, und wo ihr Onkel Dagobert noch immer das Scepter, noch immer die Regentschaft überließ — es würde doch nicht gehen. Spricht sie auch oft davon, „sie sehne sich nach Ruhe“ in ihren Augen lauert bei den Worten doch immer, wie ich bemerke, die Todesangst; ob ich sie zu dieser Ruhe im Hause verdammen und ihr das Unrecht anthun könne und würde, sich mir unterordnen zu müssen.

Wie viel besser wäre wohl, Irma käme gesund aus Italien zurück und sie, mit ihrem großartigen Wesen würde Herrin von Haus Langenbrück. Sie scheint für glänzende Verhältnisse wie geboren; — sie würde Tante Wilhelmine ohne jedes Bedenken die Zügel der Regierung aus den Händen nehmen und prachtvoll ihre Würde als Hausfrau vertreten. Ich? — ich verstehe vom Regieren Nichts und versuchte ich's auch — um Onkel Dagoberts willen, mich den Verhältnissen des Hauses und neuen Lebens anzupassen, Tante Wilhelmine würde mich entweder verspotten und lächerlich machen oder mich ausschelten, auszanken, wie einst, wenn ich Strümpfe mit verschiedenen Nummern anzog oder mein Kleid bei einem Spaziergange beschmutzte.

Nein, nein, die könnte ich ebenso wenig je zufrieden stellen, wie die verstorbene Aebtissin! Holte ich mir selbst den lieben Gott zur Hilfe aus dem Himmel, — sie würde zu tadeln finden an Allem, das ich thue!

Doch zu was sorge ich mich — warum quäle ich mich mit Dingen, die entweder mir noch sehr, sehr fern liegen oder vielleicht gar nicht eintreten. Onkel Dagobert hat Irma's Liebe erkannt, durchschaut. Die Angst um mich trieb ihn eines Abends, wie er mir erklärte, in die Nähe des Krankenzimmers, — Irma phantasirte heftig, sie rief unablässig seinen Namen und — der Ton enthüllte Alles. — Als ich auf den Corridor hinaustrat, um frisches Eis zu nehmen, stand er vor mir. Wie tief erschüttert er aussah! — Später fragte er mich einmal: „Hattest Du das schon früher entdeckt?" — Ich wußte, was er meinte und leise erzählte ich ihm den Vorfall mit dem Bilde als Antwort. Dann bat ich ihn, am Abend, ehe Irma's Mutter in Begleitung ihres Bruders im Stifte eintrat, Irma's Zimmer zu betreten. Er that's — sie erwachte, als er tief traurig an ihrem Bette kniete — ein seliges Lächeln verklärte ihre Züge: „Dagobert — Onkel Dagobert!" rief sie jubelnd und streckte die Arme nach ihm aus und — wie er wohl einst dem Kinde geschmeichelt, das unter seinen Augen mit herangewachsen, so liebevoll und zärtlich redete er nun mit dem kranken Mädchen, streichelte die schmalen Wangen, kühlte

ihre heiße Stirn — in seinen Armen entschlief sie. — Sie schlief in der Nacht zum ersten Male ruhig und — als ich den Onkel Dagobert gegen Mitternacht hinausgeleitete, sagte ich unter einem Strome von Thränen: „Du hast sie gerettet! — Du mußt sie auch am Leben erhalten.“

Am nächsten Morgen war's, wo der Arzt Irma's Zustand so wunderbar geändert fand und sie außer Gefahr erklärte. — Mit der frohen Nachricht konnte ich etliche Stunden später ihre Verwandten begrüßen.

Es war in den nächsten Wochen leicht für mich, meinen Onkel, wenn er in's Stift kam, zu Irma zu führen. Ihre Mutter war seine Freundin schon seit der Kindheit Tagen, Irma und ihre Brüder nannten ihn, bis sie erwachsen waren, stets Onkel Dagobert; — er war der ganzen Familie nicht fremd. Als sie wohler wurde, las er ihr viel vor, und sie lebte auf unter seinen Worten, seinen Blicken, wie die Blume im Sonnenschein.

Daß ihr neu aufblühend Leben nur Schein — nur die letzte hell aufflackernde Lebenskraft, Onkel Dagobert weiß dies so gut wie ich. — So lange sie lebt, werden weder er noch ich ihr den Schmerz zufügen, an eine Verbindung zu denken. — Vielleicht aber irren wir und nur die Angst macht uns zu besorgt. Italien wirkte ja schon bei Manchem Wunder und kehrt sie zurück, wer weiß, wer weiß, ob ihre reine, ihre lange Liebe zu ihm, nicht

den Preis fortträgt über meine so langsam entwickelte Hochachtung — meine nur so schwache Knospen treibende Neigung, über die schon im Entstehen ein widriger Wind dahinbrauste! — — —

Jedenfalls wäre es thöricht, mich jetzt zu sorgen, ob ich mit Tante Wilhelmine in noch ernstere, schwerere Conflicte gerathen könnte, als bereits zwischen uns Statt fanden.

Im Frühling.

Irma ist in Rom. Die Nachrichten, die über ihr Befinden zu uns dringen, werden immer ernster. Sie selbst schreibt mir jetzt nur mehr wenige Worte mit Bleistift. — Im letzten Briefe sendet sie mir zwei scheinbar einem alten Tagebuche entrissene Gedichte. Das Eine ist seinem Datum nach im letzten Jahre entstanden, wo sie noch Palastdame war und während sie, den Hof begleitend, einige Tage auf dem Gute ihres ältesten Bruders verlebte, an dessen Waldrevier der große Königliche Forst grenzt, in welchem zu Ehren eines hohen fürstlichen Gastes damals große Treibjagd abgehalten wurde. Das kleine Gedicht trägt auch den Titel: „Tief im Herbst“ und lautet:

„Das letzte Laub ist gefallen,
Nur dort — ein grünes Blatt
Am völlig entblätterten Baume
Sich frisch erhalten hat.

Was willst Du damit wohl deuten,
Du letzte Frühlingsspur?
Daß eine Freude geblieben?
Ein fröhlich Hoffen nur?

Dies Letzte will ich mir denken,
Von Dir, Du flatterndes Blatt,
Denn — wer noch hoffet hienieden, —
Der Freuden reichlich hat."

Das zweite Gedicht Irma's ist ein Jahr später datirt. Es ist unter den entlaubten Rüstern unseres Stiftsgartens gemacht, — beim Erblicken der aus der Haide kommenden Nebel, die auf Jeden, der sie nicht kennt und diese sich formenden und zerfließenden Gebilde zum ersten Male sieht, einen tiefen Eindruck machen. — Wie waren diese Nebel mit ihren Gestaltungen schon als Kind mein höchstes Entzücken in Haus Langenbrück! Wie freute ich mich auf diese dissolving views, als ich nach Heiligenstein kam, und — wie sind sie oft meine Zerstreuung in den langen eintönigen Jahren meines Hierseins gewesen! — —

Irma veranlaßten sie zu folgenden Strophen:

„Wohin man blickt hat dichter Nebel
Die Fernen alle eingehüllt
Und seine grauen Schleier weben
Hier in die Rüstern Bild um Bild.

Sie drängen sich in vollen Massen,
Tief auf die Kronen, — in's Gezweig;
Sie flattern leicht dort durch die Haide
Wie Schatten aus dem Geisterreich.

Da steigt in drohender Gestaltung
Ein Mann auf mit erhob'nem Beil, —
Hier wiederum kniet eine Nonne
Die im Gebete sucht ihr Heil.

Dort stehen, Arm in Arm verschlungen,
Zwei, wie für immer — fest vereint.
Ein Weib ringt hier die schmalen Hände,
Wie wenn sie trostlos sei und weint. — —

Da ziehen Reiter hin im Fluge,
Als ob der wilde Feind sie jagt;
Leicht schwankt es dort wie eine Wiege,
Aus der ein Kinderköpfchen ragt. — —

Nun hebt sich auf 'ne Todtenbahre,
Sogar die Kerzen fehlen nicht,
Und aus des Nebels schweren Schichten
Fällt fahl auf sie ein Strahl von Licht.

So scheint vertreten Alles, Alles, —
Das Glück, das Leid, die Leidenschaft, —
Das, was dem Menschen hier auf Erden,
Die Freuden bringt, die Schmerzen schafft.

Und gleich wie auf des Erdballs Weite
Ist auch als Segen Wechsel da.
Der Kampf, die Leiden sind vorüber,
Die man so deutlich vor sich sah.

Es formt sich ewig Neues — And'res.
Der Wind, der durch die Haide zieht,
Er gleicht des Schicksals raschem Walten
Vor dem, was eben war, entflieht.

D'rum gräm' Dich nicht, bringt Dir der Morgen
Des Lebens Kampf — des Lebens Pein.
Die Jahre rinnen und am Abend
Tritt oft die tiefste Ruhe ein.

Was einst Dich freute, Dich beglückte,
Was Du mit Thränen heiß beweint,
Was Deine Seele schwer belastet,
Das dann — „wie ein Atom" erscheint! — —

Und hell wie dort der Strahl der Sonne
Die Bahn am Horizonte fand,
So winkt des Himmels ew'ger Friede,
Dem — der die Erde überwand!

Ich bin noch nicht so weit wie Irma. Was sie als Atome erkannt, sind für mich noch Lasten, schwere Lasten, und das Leben wird mir drückender wie je! —

Am Sylvesterabend.

Nur mehr zwei Stunden und das Jahr, das ein so schlimmes, ein so ereignißreiches war, ist zu Ende. Ich habe darin meine beide nächsten Verwandten, meine Brüder verloren. — Wir standen uns fern, wir lebten weit von einander getrennt und Briefe wurden selten zwischen uns gewechselt, aber dennoch waren wir mit einander fest verbunden. — An sie ketteten sich mit jene Erinnerungen an die Vergangenheit, die ich noch immer als meines Lebens schönste, glücklichste Zeit ansehe. — So wild und ungebunden jenes Leben im Zillerthale, so sorgenlos und fröhlich zugleich! — Wie stürmten wir die Berge hinan — wie jubelten wir auf den Höhen! — Wie friedlich still und behaglich war's wiederum in unserm hübschen Hause, wenn die sanfte schöne Mutter uns am

Theetische erwartete — an dieser Tafel, von der Sepp und Resi stets sagten: sie stamme aus dem Palast der Feen. — Ja, da standen silberne Kannen auf silbernem Tablette, da lagen die Früchte in goldnen Schalen — noch schimmernder aber war unsere Laune, von goldenster Frische unser ungebrochener Jugendmuth.

Wie heiß habe ich die Brüder beweint — wie heiß den alten Zeiten nachgeweint, die nie so froh, so glücklich wiederkamen!

Die Brüder verloren und auch Irma ist da, wo es keine Thränen mehr giebt! — Wie leer wird doch das Leben nach und nach, wird man alt — die eignen Schritte hallen gleichsam wieder in den ausgestorbenen Räumen.

Ich erzählte heute dem Onkel Dagobert und der Tante Wilhelmine von dem Fluche, von der Beichte, welche mir die verstorbene Aebtissin abgelegt. Die Tante gerieth ganz außer sich und es fehlte nicht viel, daß sie der Todten noch einen Gegenfluch nachgesandt hätte. — Wie entsetzlich ist doch ein so leidenschaftlicher Charakter! — Onkel Dagobert dagegen ließ die Geschichte ganz ruhig; und als er mich durch die Haide zurückgeleitete, lachte er mich aus, daß ich mich des Eindrucks noch immer nicht entledigt hätte. Er meinte, bliebe ich noch das Trauerjahr im Stift, würde ich ganz abergläubisch, ganz melancholisch. Es sei aber nur zu natürlich, der alte Stiftsbau fiele auch ihm immer auf die Nerven, und ritte er spät am Abend

und allein durch die einsame Haide, so erwehre er sich einzig durch das liebe, liebliche Bild seiner wilden Rose der phantastischen Bilder aus dem Geisterreich, mit denen die Sage den braunen Grund unserer heimathlichen Haide füllt — und noch mühsamer erwehre er sich oft anderer düsterer Gedanken.

Ich konnte nicht umhin, ihm zu sagen, daß ich den Namen „wilde Rose“ als altes Stiftsfräulein ganz unpassend für mich fände. — Er lächelte wieder und entgegnete dann, das Element, das mir einst den Namen bei ihm eingetragen habe, sei doch noch das vorwiegende in mir; und so wie ich in der Residenz und am Hofe diese Urkraft behalten, so würde sie mein Theil bleiben und sei ich noch hundert Jahre in Heiligenstein und der Haide.

Lebhaft dachte ich vorhin dieser Worte, als ich einen Brief von meiner lieben Clara Dorn erhalten. Ich soll jetzt endlich einmal zu ihr kommen; ich soll Pathenstelle bei dem dritten Kinde annehmen, das Gott ihr kürzlich schenkte. Warum freue ich mich nur so unendlich auf diese Reise — auf ein Zusammentreffen mit Clara? — Ja, ja, Onkel Dagobert hat schon Recht, das alte Stiftsfräulein ist noch nicht so alt, wie sie manchmal glaubt zu sein, und mit ihren zweiunddreißig Jahren sich alt auch fühlen müßte! — — — — — — — — — —

Siebentes Capitel.

Fortsetzung von Elka's Tagebuch.

Im Januar.

Ich bin bei Clara in Frankfurt am Main. Das Kind — ein Mädchen, ist getauft und heißt nach mir „Elka". Wie bezaubert mich das kleine Geschöpf, wie reizend sind Clara's Kinder überhaupt, und wie hübsch und anmuthig ist die kleine Häuslichkeit des glücklichen Ehepaars. — Die Mittel zu diesem kleinen Hausstande sind etwas beschränkte; Beide haben nur seine Pension zur Verwendung und Clara's geringes Vermögen. Deshalb leben auch Beide stets eine Zeit des Jahres auf dem Gute ihrer Eltern, das sie — wie mir scheint — hier ebenfalls mit versorgt. Unablässig treffen wenigstens neue Sendungen hier ein, und rührend sind die Briefe des treuen Mütterchens, das an Alles denkt. — Mir trieb neulich ein solcher Brief, der in Begleitung einer sorgsam verpackten Kiste ankam, helle Thränen in die Augen. Da hatte Jeder in der Familie: Vater, Brüder, Schwestern, ein paar Worte beigefügt und noch von seinen Weihnachts-

gaben mitgesandt. — Clara empfand es mit mir, wie glücklich, wie bevorzugt sie darin gegen mich ist, im Elternhause groß geworden zu sein — behütet und bewacht von Vater und Mutter — beglückt durch die Liebe anhänglicher Geschwister. — Welches Loos hat dagegen ein verwaistes Kind! — Wie öde und liebeleer ist im Vergleich zu Clara's und anderer Frauen Leben das Dasein und die Existenz in einem Stifte.

Schon gegen die Königin sprach ich während ihrer Anwesenheit in Heiligenstein mich dahin aus, sie müßte uns Etwas zu thun, zu schaffen geben; sie sollte den König veranlassen, andern Ländern mit gutem Beispiel voranzugehen, und mit den Fräuleinstiften „eine Pensionsanstalt für junge Mädchen und Kinder unbemittelter Offiziere und Beamten" zu verbinden. — Ich stellte ihr vor, welch hübsche Talente unter unsern Damen vertreten, wie klug Einzelne wären. Man könne ja außerdem noch tüchtige Lehrerinnen engagiren, und unser Stift zum Beispiel, das nur von zwölf Damen bewohnt sei, es habe in seinem Fremdenflügel allein Platz für ein ganzes Pensionat und die großen, so selten benutzten Pracht- und Gesellschaftssäle würden vortreffliche Schulzimmer abgeben.

Die Königin lächelte über meinen Eifer, sagte liebevoll: „Immer noch die frühere lebhafte Elka Bartory" und setzte dann ablehnend hinzu: „Dann wäre ja der

Zweck „standesgemäßer Versorgung", den man mit altadeligen Damenstiftern verbindet, nicht mehr verfolgt."

Gräfin Battenfeld verstand mich schon besser und meinte, Irma habe gegen sie bereits dasselbe in ihren Briefen ausgesprochen und sie an die verschiedenen, ewig stickenden jungen Mädchen in der Residenz gemahnt, denen das Schicksal die Mittel zu höherer geistiger Ausbildung versagte und dies nun Zeit ihres Lebens büßen müßten. — Aber „ändern" wird Gräfin Battenfeld wohl Nichts an diesen standesgemäßen Zuständen und ihr Sohn bat mich dringend: „Bitte, vergrößern Sie mit Ihrem echt frauenhaften Reiz und Sinn nicht den Kreis der modern werdenden Bahnbrecherinnen neuer Zustände — jenen lächerlichen Kreis der Emancipationswüthigen.

Clara lachte gestern laut auf, als ich jenem Ritter ohne Furcht und Tadel, dem Haupthelden der Saison, nachahmte, als er diesen Wunsch ausgesprochen. — Sie rief dann: „Laß mich nur machen! Ich bekehre Dich zu dem Besten, das einer Frau zu Theil werden kann. Du lernst bei mir Familienglück, Familienfreude kennen und kehrst Du heim, da rennst Du direct meinem alten Ideale, Deinem prächtigen Onkel Dagobert, in die Arme."

Am 10. Februar.

Welch ein Ereigniß! — Irma Battenfeld's Bruder Graf Adalbert, der beliebteste Cavalier bei Hofe, das Ziel

von hundert speculirenden Müttern und mindestens fünfhundert heirathslustigen Jungfrauen, — dies große Loos in der Ehestandslotterie, ist in Haus Langenbrück und hat Onkel Dagobert gebeten, mich zu sondiren, „ob ich mich entschließen könne, ihn zu heirathen!"

Zum ersten Mal sah Adalbert Battenfeld mich bei meinem Eintritt in die Welt und in jenem ersten Winter, den ich bei Hofe verlebte. — Er ging dann auf Reisen, besuchte fremde Länder und Erdtheile; — die Einsamkeit seiner verwittweten Mutter rief ihn endlich heim, — grade war er bei ihr angelangt, als meine Nachricht von Irma's Erkrankung eintraf. — Er kommt mit der Mutter nach Heiligenstein und jetzt, jetzt behauptet er: „Es sei die junge, schöne Elka Bartory, die ihm nach Jahren in ganz unveränderter Lieblichkeit an der Stiftstreppe entgegengetreten sei und mit den „vielbewunderten großen, leuchtenden Augen ihn und seine tieferschütterte Mutter angeblickt hätte, um ihnen dann mit dem süßen Lächeln eines Kindes, die frohe Nachricht zu geben, daß Irma vor einer Stunde vom Arzte außer Gefahr erklärt sei."

Wie bestürzt, wie tief beschämt las ich diese Worte! wie ärgerte ich mich, daß Jemand solchen Unsinn gegen Onkel Dagobert ausgesprochen hatte. — Wie rasch entsank aber der Brief meiner Hand, als ich weiter von diesem exaltirten Menschen las — als ich endlich Alles gelesen hatte. — Auf's Tiefste gedemüthigt — halb und halb

vernichtet saß ich da, starrte auf den Brief und ließ die Vergangenheit an mir vorüberziehen. —

Graf Battenfeld nämlich will mich einst genau beobachtet haben, will daraus und aus dem, das er über meine Kälte als Braut gehört hat, den richtigen Schluß gezogen haben, ich sei bisher deshalb so kühl, so gleichgiltig gegen Alles geblieben, weil mein Herz nie gesprochen, es sei mit mir, wie es bei seiner Schwester Irma der Fall gewesen: ich wäre „ohne Liebe empfunden zu haben", durch's Leben gegangen und achte ich ihn daher nur hinlänglich, um mein Schicksal mit in seine Hand zu geben, sei das ihm genügend. — Mit ihm selbst sei es anders. Der Eindruck, den ich ihm beim Wiedersehen gemacht und der sich am Krankenbette seiner Schwester verstärkt, sei ein tiefer gewesen, ein mächtiger, unauslöschlicher geblieben und habe sich in voller Stärke bis zur Stunde erhalten. Er könne mir Liebe, — feste und unverbrüchliche Treue geloben, und vertrauend lege er sein Lebensglück in meine Hand; er hoffe auf höchstes Lebensglück an meiner Seite! —

Onkel Dagobert fügt hinzu: „Kehre Dich weder an meine Liebe, noch an meine Wünsche und bedenke vor Allem: „Ob Du nicht gut, nicht besser thust, den Antrag eines jungen Mannes anzunehmen und mit ihm ein neues Leben zu beginnen, mit einem, der Nichts weiß — Nichts ahnt von dem, das Dich einst in der Welt gegen Alles

gefeit hat, und das nun wohl zu dem Ueberwundenen gehört."

Zu dem Ueberwundenen!? — Bin ich wahnsinnig, an den längst Verlorenen, längst Gebundenen in der Weise zu denken?

Bin ich auch halb wahnsinnig auf dem einen Punkt; — ich will auch ganz ehrlich sein! — Ich werde nie Graf Battenfeld heirathen; -- — ich werde auch vielleicht nie — niemals das Weib meines Onkels werden — des Mannes, der meine Schwäche durchschaut, und wie ich jetzt weiß, nie vergessen hat.

Ende Februar.

Die mich seit jenem Briefe Onkel Dagoberts folternde Unruhe hat mich endlich zu einem Entschlusse getrieben. Er steht fest, sieht seiner Ausführung entgegen, nachdem ich vorgestern Neues erlebte, das mir den Weg zeigte, den ich wandeln will.

Zu Clara kam nämlich vorgestern Morgen eine ehemalige Mitschülerin unseres Pensionats. Sie war bei Wiesbaden glänzend verheirathet; sie war seit lange ein Stern in der Nassauischen Residenz und am dortigen Hofe gewesen. Ihr Gemahl war ein reicher Bruder ihres verarmten Vaters. Rücksichten auf ihre Eltern und eine Reihe jüngerer unversorgter Geschwister bestimmten sie einst zu der Partie. — Sie war nur ein Unrecht gegen den Mann, dem sie ein Jahr zuvor ihr Jawort gegeben

hatte, der aber noch lange nicht in der Lage war, sie zu heirathen. — Es war ein unbemittelter Oekonom. Eine Erbschaft machte ihn aber vor zwei Jahren zum reichen Manne; — er kam nach Wiesbaden und die alte Liebe erwachte in Beiden. — Endlich siegt ihr Pflichtgefühl; — sie bittet ihn abzureisen — er gelobt's. — Ein Freund begegnet ihm in der Aufregung, die das Scheiden in ihm hervorgerufen; — Jener nimmt ihn, um ihn zu zerstreuen, mit in den Spielsaal. — Gewinn häuft sich dort auf Gewinn. Er reist nicht ab; — es reizt ihn, der einst wegen seiner Armuth sein Lebensglück einbüßte, nun noch Millionair zu werden! — — — Acht Tage später ist er statt dessen arm — ganz arm und hat Alles — Alles verloren. — Der Umschwung führt ihm das Herz der ehemaligen Braut zu; — sie verläßt den Gatten — giebt die sorgenfreie Existenz auf. Die Scheidung ist jetzt im Gange. — Ist sie vollzogen, so werden die Liebenden sich vereinen. Er hat die Pachtung eines kleinen Guts in Ostpreußen erhalten, welches einem seiner früheren Bekannten gehört; — die Spielbank übernahm edelmüthig die Caution, die verlangt war, zu stellen.

Soweit ging Alles gut in Beider sich neu gestaltendem Leben und sie geben sich dem Hoffen auf Glück hin. Da vernichtete im Herbst eine große Feuersbrunst die Ernte und einer Seuche fällt der Hauptbestand des Viehhofes auf der Pachtung zum Opfer. — Sie macht, was

sie noch an Schmuck aus ihrer Mädchenzeit besaß, zu Gelde und hilft, soweit sie kann. — Mehr, wie jenes große Unglück beugten sie kleine Widerwärtigkeiten. Ihre Bekannten meiden — ihre Freunde verleugnen sie, und als sie Hülfe suchend an des Vaterhauses Thüre pocht, wird ihr die mit hartem Wort verschlossen. — Sie steht fortan unter dem Bannfluche der Gesellschaft, unter dem Richtbeile der unbarmherzigen Welt, die — wie mir scheinen will, blind Jeden verdammt, der um einen Schritt von der einmal hergebrachten Ordnung der Dinge abweicht und sich nicht strenge und fest an die Schablone des Alltäglichen und Gewöhnlichen klammert.

Clara, selbst die gute Clara sagt: „Elka, wohin würden wir gerathen, wären nicht für Welt und Menschen Ordnungen und Gesetze da, denen wir uns zu fügen haben?“ Aber sie half wenigstens der bedrängten, verlassenen Frau von G. Sie verschaffte ihr Obdach, Arbeit; sie besuchte sie und lud sie immer wieder zu sich ein; und zu ihr flüchtete denn auch abermals die Arme, als ihr jetzt wiederum die Wohnung gekündigt ist, weil die Wirthin Anstand wegen ihrer Tochter nimmt, eine Dame in ihrem Hause zu behalten, die um eines Andern willen ihren Mann verlassen hat! —

Frau von G. bat Clara, ihr auf der Gerbermühle bei Frankfurt, wo Freunde von Clara und ihrem Manne wohnen, ein Unterkommen zu verschaffen; sie erinnerte sie

daran, wie sie ihr vor Monaten einmal verheißen habe: hätte sie in dieser neuen Wohnung abermals durch die Härte und Rücksichtslosigkeit der Menschen zu leiden, sie dann an jenem Orte, in jenem ländlichen Hause unterzubringen. — Unvergessen wären ihr die Worte geblieben: „finden Sie da ein Obdach, so sind Sie geborgen und geschützt, und der Hauch des Friedens, der das Haus umweht und durchweht, wird den günstigsten Einfluß auf Sie ausüben."

Clara nahm all' die Urtheile nicht zurück und versprach, bald dahin zu gehen und das Mögliche für ihren leidenden Schützling zu versuchen. Und sie hielt auch Wort. Schon gestern, bei dem günstigsten Winterwetter, unternahmen wir den Spaziergang, der mir unvergessen bleiben wird! — —

Der Weg zur Gerbermühle, die eine kleine halbe Stunde von der Stadt entfernt liegt, führt über Wiesen am Mainstrom entlang. Von einem Mühlrade ist am Hause selbst nichts zu sehen. Das gehört den vergangenen Zeiten der Stätte an und nur der letzte, unter Bauschutt einmal aufgefundene Mühlstein hat auf einem mit Tannen umkränzten Hügel in der Nähe des Hauses eine Verwendung als Platte eines Gartentisches gefunden. Er wird pflichtschuldigst den Fremden — hauptsächlich Engländern — gezeigt, welche fort und fort in dem Hause selbst nach einer Fensterscheibe suchen und forschen, in welche Goethe

einst seinen Namen verewigte, und welche dann auch stets fragen: „Wo is die Müll?“ —

Die Gerbermühle gehört zu einem alten Frankfurter Familienlehen, dem Strahlenberger Hofe, und liegt wundervoll inmitten alter Bäume, nahe dem Strome. Jetzt getheilt vermiethet, war sie ehemals, zu Anfang dieses Jahrhunderts, allein bewohnt von einem Freunde Goethe's, der, wie auch dieser Freund, von Jugend auf, eine große Vorliebe für das alte, idyllisch gelegene Haus hatte.

Von den Zimmern, von allen Punkten des Gartens aus bieten sich die herrlichsten Aussichten. Ein Rundgemälde so voll Leben, Wechsel und Schönheit bietet sich da, wie sich's selten auf einem Landgute zeigt. In der unmittelbaren Umgebung sind die drei berühmten landschaftlichen W's vereint, die, wie man sagt, zu einem normalen Landschaftsbilde gehören: „Wasser, Wald, Wiesen“.

Dann wiederum eint sich an dieser Mühle des Strahlenberger Hofes die Einsamkeit, der Frieden und die ganze Poesie des Landlebens mit dem vollen, rastlos schlagenden Puls des Lebens. — Eisenbahnen, Landstraßen durchschneiden an beiden Uferstätten das Land und vermitteln von allen umliegenden Ortschaften den Verkehr mit Frankfurt — diesem Centralpunkte von Süddeutschland. — Und wie schön liegt diese alte Kaiserstadt, diese alte freie Reichsstadt am jenseitigen Ufer des Main, umkränzt

und überragt von dem Taunus, dessen höchste Höhen ihren Hintergrund abgeben.

Als Abends die Sonne am Gebirge versank, flammte Himmel und Erde wie ein leuchtendes Meer von Purpur und Gold; klar und wie durchsichtig, in der köstlichsten Farbe des Amethyst, lag aber das Violett auf dem ganzen Bergzuge, und wo der Himmel blau, war's jenes zarte, unvergleichlich schöne Seeblau, das sich in ungetrübter Reinheit zwischen dem tiefrothen Purpur und blendenden Goldlicht dahin zog.

Goethe soll während seiner Anwesenheit auf der Gerbermühle wiederholt geäußert haben: eine gleiche Pracht beim Sonnenuntergang hätte er nur bei Neapel gesehen. — Durch die Bildung der Berge und den die Ebene durchschneidenden Strom soll dies glühende und intensive Farbenlicht entstehen und sich in seiner Kraft und Stärke so lange erhalten.

Man sagte uns, im Sommer habe die Landschaft oft noch Stunden nach dem Sonnenuntergang die Farben und das Licht im sanftesten Abglanz, — der Himmel unmittelbar über den Bergen — der Strom bis etwa zur Hälfte gen Frankfurt. Wundervoll und wunderbar magisch sähe es aus, glitten in diesen späten Abendstunden die oft in langen Zügen aus Bayern kommenden Schiffe über den Strom. Sie Alle, Alle, tiefdunkel, fast schwarz, so

wie man Charons Nachen sich vorstellt; — der Strom dagegen licht und klar, hell wie flüssiges Gold. —

Was man mir auch von aller Sommerpracht jenes reizenden Landsitzes erzählte — mich bezauberte das Winterbild, — der sonnbestrahlte Schnee, die sonnig durchstrahlte Ferne! — —

Die blauen Berglinien des Rheingaus, des Taunus breite hohe Kette umkränzen zu hübsch die Stadt am Strom. In anmuthigem Zuge schließt sich die niedere, aber dicht bewaldete Lehne der sogenannten „Berger Höhe“ an den Taunus, — gewissermaßen fortlaufend am rechten Mainufer bis zu den Fernen, wo im Osten die Vorberge des Spessart: „Das Alzenauer Freigericht“ seine Gipfel erhebt.

Die „Berger Höhe“ krönt in langgestreckter Linie ein uraltes Städtchen. Darin steht noch das düstere Stammhaus, — das Vaterhaus jenes kühnen Scharfrichters, der einst mit Kaiser Barbarossas Gemahlin, der blonden Beatrix von Burgund, bei einem Maskenfeste auf dem Römer zu Frankfurt, den Reigen eröffnete. Nach Meinung jener Zeiten war sein Gewerbe ein unehrliches. Um die Hand der Kaiserin denn reinzuwaschen, die in jener des Scharfrichters geruht, wurde der kühne Tänzer zum Ritter geschlagen; und Friedrich Barbarossa einte mit dem Namen seiner Heimath jene That und nannte ihn: „Schelm von Bergen.“

Unterhalb der Berger Höhe heben sich aus einem Striche dunkler Tannen Mauern auf, die noch von einem alten Kloster herstammen sollen. Auch in Oberrad, nahe dem Strahlenberge Hofe, stehen noch die Reste solcher alten Klause, und von diesen frommen Stiftungen her stammt wohl der uralte Heiligenstock an der Gerbermühle, der im tiefsten Baumesschatten aufragt.

Von dem Walde, der, hinter der nah' gelegenen berühmten Fabrikstadt Offenbach beginnend, längs Oberrad und Sachsenhausen, über Frankfurt weit hinaus, sich hin dehnt, sagt man, er gehöre noch zu den Ausläufern des uralten deutschen Reichswaldes, der zwischen Rhein und Main einstmals die Ebenen füllte und zu den Bergen aufstieg. Karl der Große hielt dort seine Jagden und zu „Dreieichenhain", nahe bei Isenburg, ließ er ein Jagdschloß begründen, von dem zur Zeit noch Thurm und Mauern stehen.

— — — — — — — — — — — —

Wie oft dachte ich gestern in jenem alten Hause und Garten der Gerbermühle, bei diesen reizenden und lebensvollen Landschaftsbildern — bei diesen verschiedenen Aussichten auf Städte und Dörfer, auf Strom, Wiese, Feld und Wald an mein ödes, mein einsames Stift inmitten der kahlen Haide! — — —

Wie weit, wie groß und schön ist doch die Welt und ich saß so lange, ewig lange Jahre fest wie geschmiedet

an jenem kahlen braunen Fleck des endlos weiten Erdballs. Erst jetzt begriff ich das Kopfschütteln all der Herren und Damen des Hofes, daß zwei seiner Schönheiten: Irma Battenfeld und Elka Bartory, sich hatten in solcher Einöde begraben — lebendig begraben lassen!

Was, was hatte ich von meiner sogenannten „glänzenden“ Versorgung in jenem altadligen Damenstifte? Satt zu essen, genug Geld, mich elegant zu kleiden, und zur Wohnstätte ein vornehm aussehendes Haus mit prächtig möblirten Gemächern, mit weiten Corridoren und schönen Treppenfluchten. Außerdem war ein im Zopfstyl angelegter Garten da, mit hohen Hecken und noch höhern Mauern, über die hinaus zu treten, in die Haide, für unpassender Freiheitsdurst gilt!! — — Wie war ich angestarrt, gelästert worden, daß mir der Garten zu Promenaden nicht genügte; wie war mir unablässig wiederholt, wolle ich weiter sehen — über Hecken und Mauern fort, sei ja die Terrasse da! —

Mein Herz erstarrt gleichsam beim Rückerinnern all des Zwangs, der mir angethan worden ist, — wie die Aebtissin mich knechtete und wie ich mich behandeln ließ, nur — um Frieden, äußern Frieden mir zu erringen!

Soll ich ferner so leben, so vegetiren? — Soll ich so thun und handeln, so leben und sterben, wie die uralte Tante meines Vaters ihr Dasein bis zum Ende gefristet? — Sie starb vor etwa vierzehn Tagen im acht-

undneunzigsten Jahre in einem österreichischen Damenstifte. —

Noch eine Chance zur würdigen Versorgung für Baronesse Elka Bartory! — — — Mein Onkel Dagobert liebt mich. Die Heimath meiner Mutter, das Stammhaus des Grafen Western, — kann meine Heimath werden. Ich kann binnen Kurzen die geachtete, — die sogar beneidete Gattin Dagoberts sein. — Warum reizte mich das Glück nie vordem? Erst mürbe gemacht durch die Quälereien der Dame Domina lernte ich nach und nach in Haus Langenbrück eine Art von Rettungshafen erkennen. — Jetzt, seit ich hier bei Clara bin, ihre kleine Häuslichkeit und deren großes, wenn auch bescheidenes Lebensglück sah, — seitdem ist das Stammschloß in der öden Haide mir immer öder und kahler an wahrer Lebensfreude erschienen.

Mir graut förmlich, in dem dunkel getäfelten Zimmer abermals mit jenem unvermeidlichen Strickstrumpf in der Hand — diesem Symbol der deutschen Hausfrau, — der Tante Wilhelmine gegenüber zu sitzen und ihre ewigen uralten Geschichten vom Glanz des Grafenhauses anzuhören, dem sie entstammt, vom Glanz der Familie, in die sie heirathete. — —

Die Hauptreaction in meinem Empfinden bewirkte aber das Schicksal von Frau von G. — Sie war auch solche reiche, beneidete Frau eines Oheims geworden. —

Eines Tags ertrug sie ihr Lebensglück nicht mehr — zerbrach die Ketten, um nun gemieden und verdammt in den Augen der Menschen dazustehen.

Soll ich mir solche Fesseln und Ketten auch noch anlegen, um unter deren Druck vielleicht ähnlich elend zu werden, noch unglücklicher wie ich war und als Stiftsdame mich fühle?

Warum zog nur die alte Gerbermühle, wo auch Frau von G. nun eine friedensvolle Heimath finden wird, wie das lockende Bild einer Fata morgana durch meine Träume? — Kann ich an solcher Stätte nicht ebenfalls Hütten bauen; und wäre ich, — endlich, endlich selbstständig lebend und handelnd, an solchem Orte nicht freier, nicht glücklicher wie in den Mauern jener Häuser, die an die öde Haide grenzen? —

All' diese Fragen durchkreuzten noch vorhin meinen schmerzenden Kopf, als Clara bei mir eintrat und mir ein Gedicht gab, das in dem Garten der Gerbermühle von ihrer Freundin gemacht ist. Sie mußte es mir lassen, damit ich's für mein Tagebuch copiren konnte. Es heißt:

„Der Winter auf der Gerbermühle."

Im Schnee begraben Weg und Stege
Und ringsum Alles öde, leer,
Wo sonst auf Fluren und auf Wiesen,
Wie Wallfahrt zieht es hin und her.

Dahin des Horizontes Farben,
Dahin der lichte Sonnenschein!
Verklungen aller Vögel Lieder,
Nur Raben fliegen querfeldein.

Der Taunusberge blaue Kette
Verschwunden dort an Himmels Höh'n;
Und von dem alten Kloster drüben
Ein schwacher Umriß nur zu seh'n.

Die lange, dunkle Tannenwaldung,
An der es lehnt, liegt tief in Grau;
Die Berger Höh' scheint fortgezaubert,
Die sonst ein Schmuck der blühn'den Au.

Und hier in meinem lieben Garten
Erstorben all' der Blumenflor,
Nur Grün zeigt noch der Tannen Gruppe
Dort an des Hofes Einfahrtsthor.

Kein Leben auch mehr auf dem Strome!
Kein Schiff zieht da mehr eine Bahn;
Und zu des Ufers schwanken Weiden
Dringt keiner Welle Schlag mehr an!

Es nehmen seine klaren Fluthen
Auch nicht mehr Frankfurts Domthurm auf.
Der Main gebannt, im starrsten Eise,
Zeigt Nichts vom alten, raschen Lauf.

Und über diese Eisesfläche
Streift brausend wild des Sturmes Weh'n;
Er beugt der starken Bäume Stämme,
Die unser einsam Haus umsteh'n! —

O, — wie umtost des Windes Heulen,
Dies alte Haus am Strand des Main;
Wie ächzt er dort im dürren Schilfe,
Das ringsum rahmt den Weiher ein.

Ja, Winter ist's! — Dies sagt mir Alles,
Worauf hier nur das Auge fällt,
Und selbst der grau verhang'ne Himmel
Noch seinen kräft'gen Zeugen stellt.

Es fällt der Schnee in dichten Flocken,
Er sargt die letzten Halme ein,
Die droben an des Bachrains Rande
Sich wiegten leicht im Sonnenschein.

Und so erstirbt — so schwindet Jedes,
Das von dem Leben trug noch Spur,
Umhüllt vom weißen Leichentuche,
Zeigt todt und kalt sich die Natur.

Ersterbend Alles? — schwindend Jedes? —
— Da regt's sich ja in meiner Näh'!
Da klingt's nach Leben, nach Bewegung —
Nichts Todtes ist's, das ich da seh'.

Ja, hier am schilfumhang'nen Weiher
Da ist noch Leben — hier der Ort,
Wo rasch durch Schnee und Eis noch sprudelnd
Des Baches kleiner Quell rinnt fort.

O, welch ein Bild! — Der Macht des Winters
Der all' das Starke schon erliegt,
Der trotzt des Bächleins kleine Quelle,
Und sie wird nicht dadurch besiegt! —

Wie mühsam auch ihr Weg und Wallen,
Sie dringt noch vorwärts — bricht sich Bahn —
Und kommt durch alle harten Schollen
Zu ihrem Ziele sicher an.

So unterliegt auch oft auf Erden
Der Stärkste völlig dem Geschick,
Ein And'rer ringt aus Müh' und Elend
Sich das bescheid'ne Lebensglück.

„Das bescheidene Lebensglück! — wie haben diese Worte mich ergriffen, mich erschüttert — — wie sind sie mir Führer in dem chaotischen Gewirr meiner Gedanken, Wünsche geworden und haben mich endlich ein Ziel — einen Ausgang finden lassen in dem dunklen Labyrinthe meines Schicksals.

Warum mich ferner peinigen, in Fesseln schmieden lassen durch Menschen und Verhältnisse!? — Warum mich möglicher Weise noch einmal dem Elend und aller niederdrückenden Schmach trostlosen Bewußtseins in der Welt aussetzen, wenn abermals Jemand glauben und annehmen sollte — ich hätte nie geliebt. — Warum mich ewig hin und her zerren lassen an dieser gliederreichen, schmerzlichen Kette, mit dem das unseligste alles irdischen Empfindens mich umwunden, mich umschmiedet hat — seit ich mit Bewußtsein denke! — Warum kann, warum darf ich nicht endlich all diesen Martern des Lebens entfliehen und in Frieden, in Ruhe mein weiteres Dasein hinspinnen und abspinnen!? Hat sich doch sogar meine sanfte, gefügige Mutter nach einer einzigen harten Lebenserfahrung in Stille und Einsamkeit zurückgezogen und ist keinem Lockruf gefolgt, der sie zur Welt zurückführen sollte. Da in der Stille des Zillerthals suchte und fand sie, was das Leben ihr noch an Reiz bieten konnte — begründete sich auch das bescheidene Lebensloos! — Mein Streben, mein Sehnen ging stets nach Freiheit. Jetzt kann ich mir auch

dies Glück erreichen und begründen. — Der Dichter Worte sagen: „Nur auf den Bergen ist Freiheit“. Andere singen und sagen: „Wer frei sein will — ist frei!“

Ich will beides prüfen. — Vorerst wende ich mich nun nach Oesterreich, um das Erbe zu reclamiren und einzuheimsen, das meine gute Großtante mir hinterlassen hat. Die schönen Diamanten, die sie einst bei Hoffesten trug und von denen mir der Advocat schrieb, — ich werde sie auch in baares Geld umsetzen und vielleicht reicht die Summe zu irgend einem kleinen Anwesen in Gottes weiter, wundervoller Welt. Ich werde mir dies kleine Erdenwinkelchen dann so nett ausschmücken, wie möglich; eine romantische Bergeinsamkeit soll es werden, so wie einst das Häuschen meiner geliebten Mutter war. — — Wie froh und glücklich werde ich im Besitz solcher kleinen Heimath sein, wo das Dach über meinem Kopfe das eigene Dach ist, das meinen bescheidenen häuslichen Heerd schützt und wo ich Herrin des Hauses bin, wo ich endlich, endlich frei vom ewigen Zwange der Welt sein werde! — —

Achtes Capitel.

Wer die Natur genauer kennt, sie zu allen Jahreszeiten sah und nicht blos während einer Badecur oder kurzen Erholungsreise im Gebirge ihre mannigfaltige Schönheit bewunderte, der wird wissen, einer ihrer höchsten Reize ist die erste Frühjahrszeit, wo der Himmel meistens wolkenlos und klar und wo die Erde alltäglich mehr und mehr die tausend köstlichen Wunder des Werdens verkündet! Die Bäume, dann noch laublos, zeigen nicht allein noch völlig frei die starken oder schlanken, oft so wundervoll gewachsenen Stämme, die hundertfache zierliche Verschlingung ihrer braunen Zweige — nein, über all' diesem viel und wechselreich gestalteten Gezweig liegen dann schon die leichten Schleier ihrer ersten Knospenfärbung und an den Stämmen selbst, die sonst einzig die Schattirungen des einfachen Braun und Grau tragen, da schillert's in unzähligen bunten, feuchten Farben — da schillert's so oft wunderbar, daß uns unwillkürlich die alte, phantastische Sage einfällt: „jeder Baum sei von einer Nixe bewohnt". Und wir glauben, sie breite nun

einmal vor dem erstaunten Menschenauge das farbenprächtige, aber in Nichts festzustellende und zu beschreibende Gewand aus, das sie umschleiert und dessen Falten sie nur im ersten Frühlingswehen entrollt. —

Wie Wenige nun aber auch die Natur so genau studiren und im Dämmerlicht einbrechender Märzabende oder beim ersten Licht solch' früher Frühlingsmorgen das vielgestaltige Leben und Weben an Baum und Strauch, in Feld und Wald beobachten — Einige gehören doch zu diesen Schaulustigen. Elka Bartory, deren früheres Leben, deren Tagebuch uns nun noch mehr ihre große Liebe zur Natur offenbarte, sie zählt zu der kleinen Zahl.

Wir finden sie jetzt in der nähern Umgebung von Tegernsee. Sie saß droben an jenem Berge und Waldesrand, wo der Weg zum Rottachfalle hinführt, oberhalb jenes weiten, tief abfallenden Wiesenplans, den die hohen Berge so fest umschließen und so malerisch umkränzen.

Elka war allein — dennoch nicht allein — denn sie war endlich, endlich einmal wieder inmitten einer bekannten Welt, inmitten all' dessen, das sie mit der Zaubermacht des Reizes umgab und umstrickte, der in dem Worte „Heimath" liegt! . . .

Die Gebirgswelt Bayerns und Tyrols, zur Zeit im Sommer bereist von Tausenden 'von Touristen, bot um diese erste Frühlingszeit noch jene tiefe, ungestörte Einsamkeit und Stille, die Elka altbekannt aus ihren Kinder-

jahren in der Berg- und Baumwelt war. — So — so Berge und Wälder wiederzusehen — völlig ungestört — ganz unbelästigt, dies war seit Jahren ein Wunsch — ein Hoffen ihres Lebens! — Dieser Frühling hatte endlich das Erfüllen gebracht. —

Die eigentliche Heimath — das Zillerthal — hatte sie noch nicht aufgesucht. Sie wollte vorläufig keine Menschen sprechen, sie wollte nur der Bergwelt Baumland, der Bergwelt Wiesenflächen sehen — den Schnee auf allen Höhen, während unten die Erde sich immer köstlicher in ihre Blüthenpracht hüllte, das Laubholz sich mit grünen Maien schmückte, die Wiesen mit tausenden blauen Enzianen; — sie wollte wieder sehen, wenn all' die vielen kleinen Wasserbäche von den Bergen hinabrieselten — im Sonnenlicht erglänzend wie schimmernd weiße Perlenreihen, der köstlichste Schmuck der dunkeln Erde, des moosigen Gesteins, der kleinen Blätterlagen, die im Wald den Boden deckten! —

Und sie sah all' dies Kommen und Werden' — sie ging über die einsamen Waldpfade und über das weite, noch so öde Wiesenland. — Am meisten und am längsten aber saß sie stets am Rottachfall und sah die Wasserwogen hinstürmen über das felsige Gestein, über die hingestürzten, vom Wintersturm ausgerissenen, schwarzen Tannenstämme, die riesig hingestreckt ein Wehr zu bilden schienen und die der schnelle Wasserstrom so spielend

überwand, der überall sich Bahn brach — wie hoch, wie unübersteiglich auch das Hinderniß war, das ihm sich in den Weg geworfen hatte! —

Ein wenig verwundert hatte man anfangs die vornehme Dame betrachtet, die so gar früh nach Tegernsee kam, und Mancher ließ sich's angelegen sein, ihr zu sagen, daß sie zu früh gekommen, daß es erst schön würde zur Sommerszeit, wo denn auch viele, viele Fremde da wären. Dann aber ließ man sie ganz unbehelligt mit Blick und Wort, man ließ sie kommen und gehen, wie sie wollte, und dachte nur mitunter, daß dies Alles bei ihr sehr unbestimmt sei und kein Tag eigentlich das Gleiche bringe. — So war es auch. — Einmal blieb sie den Tag über fern, kam erst zu später Nachtzeit heim; — ein anderes Mal, da ging sie Tage lang wieder nicht aus und saß wie festgezaubert am Fenster ihres Zimmers und schaute auf den See zu ihren Füßen oder hin auf die hohen, dunkeln Berge mit ihren schneebedeckten Höhen, die über seinem Rande sich erheben; — sie sah noch ernster und gedankenvoller oftmals hin in jene weite, weite Ferne, da, wo die Berge auseinander weichen und sich das flache Land dem Blicke zeigt. —

Wer Elka Bartory andauernd beobachtet hätte, er würde gefunden haben, ihr sanftes, blasses Gesicht werde immer ruhiger, ihr Athem sei nicht mehr so tief und angsterfüllt, wie anfangs, wo es fast war, als fürchte sie

stets, ein Etwas könne ihr das neu erfaßte Glück rauben, oder sie einen Gegenstand sehen, der sie zur Flucht antreiben würde. — Nichts ereignete sich, Tag um Tag ging dahin, ohne daß er ihr Anderes brachte, als was sie ersehnt und gesucht: Einsamkeit und Freiheit! —

Der dichte dunkle Schleier wich endlich ganz, der anfangs bei ihren Wegen durch's Dorf ihr Antlitz so fest verhüllt hatte, daß Mancher gedacht, die vornehme Dame habe nicht nur ein kleines Gebrechen an dem linken Fuße, den sie stets etwas nachzog und sehr vorsichtig aufsetzte, sie habe auch einen Schaden im Gesicht. Vergebens hatte der Wirth, Kellner und Magd, die sie wiederholt ohne jenen Schleier gesehen, versichert, „dem sei nicht so." Man glaubte es nicht eher, bis man endlich selbst ihr Antlitz sah, das zart und weiß wie Mondlicht und in dem so wunderbar die großen dunkeln Augen glänzten. — Man fand sie allgemein sehr schön — namentlich die schwarzen Augen, die in so sanftem Feuer strahlten, und jene langen blonden Locken, die wie gesponnenes Gold erschienen und in so schwerer Fülle niederfielen. —

Mit dem dichten Schleier sah man die erste Fremde der Saison aber plötzlich wieder, als das Maifest in Tegernsee war, als am Nachmittag Kähne von allen Richtungen des Wassers dem Orte ebenso entgegen zogen, wie über alle Wege die festlich geputzten Leute herbei-

strömten. Elka blickte forschend auf jede Gruppe, auf jeden Kahn, den sie an dem Tage sah, und als Abends im Gasthofe der Tanz begonnen, lehnte sie plötzlich am Thürpfeiler und sah in die bunte, dichtgedrängte Menge.

Fast zwei Stunden hatte sie so verschleiert ausgedauert, da warf sie endlich den schützenden Flor zurück. Viele Augen richteten sich jetzt auf sie; ruhig, unbekümmert nahm sie die Prüfung hin, scheinbar als natürliche Revanche. Wie aber schrak sie zusammen, als aus dem dichten Knäuel der Tanzenden plötzlich die Gestalt eines jungen Burschen mit dem beliebten salto mortale eines Kopfüber vor sie hinsprang und sie zum Tanz aufforderte.

„O," entgegnete sie bestürzt — verwirrt, „ich tanze nicht mehr."

„Warum nicht?" fragte er fröhlich.

„Weil ich viel zu alt dazu bin," rief sie auflachend und mit großer Offenheit.

„Alt?" wiederholte der Bursche verwundert, „davon sehe ich nichts — ich sehe nur, daß Sie sehr hübsch sind."

Er trat ihr näher und wollte sie umfassen, sie wich zurück. — Neu ankommende Gäste trennten sie außerdem, sie hörte nur noch die Frage und den Zuruf: „Wohin so eilig, Heini? — Heini hier bleiben!" und merkte daraus, jener Heini, dem sie momentan gefallen hatte und der ihr nacheilte, wurde verhindert, ihr weiter zu folgen. — Lang=

sam stieg sie die Treppe hinab. — Sie dachte noch oft in spätern Jahren, wie sehr, wie heiß sie sich in dem Augenblicke nach ihrem Onkel Dagobert gesehnt, wie sie eigentlich zum ersten Male im Leben gedacht hatte, es sei vielleicht gut, es sei besser, wenn sie auf seine Wünsche eingehe — bald sein Weib würde, um einen steten Schutz an ihm zu haben.

Ja, der Schutzgeist Elka's, Graf Dagobert Western, fehlte, als sie in der Fremde und in jener lärmenden Menschenmenge seinen Arm als Stütze ersehnend — sein Selbst als Schutz und Schirm für's Leben sich plötzlich wünschend, vor der Thüre des Gasthauses stille stand! — Vor ihr lag der See. Die Sonne war untergegangen und an dem matten Blau des Abendhimmels glänzte des Mondes goldene Sichel, mit ihrem glänzenden Schein sich fest und rein abzeichnend von dem kühlen, klaren Licht des Horizontes.

In Elka regte sich der Wunsch, den Eindruck der lärmenden Menge völlig abzuschütteln auf dem stillen Wasser. Sie war jetzt in der Lage, jeder Regung nachzugeben und — vielleicht weil sie seit zwanzig langen Jahren zum ersten Male wieder völlig frei war, keine Fessel sie hemmte, sie thun konnte, was sie wünschte und wollte — so gab sie dieser Regung, diesem Wunsche nach.

Und ahnungslos, völlig ahnungslos, daß sie mit diesem Schritt zum Wasser am Hauptrubicon ihres Schick-

sals stand, trat sie nahe an des Sees Rand, wo ein Kahn lag, in dem ein Mann saß. Er saß abgewendet von ihr, den Kopf in die Hand gestützt und blickte hin auf jene Nebelschleier, die sich so tief um jenes einen Berges hohe Spitze gelegt, die über den kleinen Thurm des Dörfchens Egern hinausragt, so hoch hinausstrebt über jenen Thurm, wie wenn sie ersetzen wolle durch die Natur, was ihm die Kunst versagt, oder aber, wie wenn sie zu den Wolken tragen könne, was unter jenem Kirchendach die Menschen zur Ehre Gottes singen, der diese Welt so köstlich schmückt, dies kleine Thal so paradiesisch in der Berge Schooß gebettet hat! —

Ob der Mann am Steuerruder Dies dachte oder Anderes, jedenfalls war er so versunken in dies kleine Bild der abendlichen Landschaft, daß er's nicht beachtete, wie eine dicht verschleierte Dame, mit Hilfe des ihr nachgeeilten Kellners, in seinen Kahn stieg und dort Platz nahm. Er rührte sich erst, als er den Zuruf des Kellners hörte.

„Wohin befehlen Sie zu fahren?" setzte der diensteifrige Kellner noch hinzu, indem er gewandt die Kette vom Uferrand ablöste und zurück an's Land sprang.

Ihre Antwort: „Ich will nur fahren — wohin, ist gleich!" verhallte fast unter dem Lärm der Kette und dem Rauschen der Wellen, in die das kleine Fahrzeug durch den ersten raschen und wenig bedachtsamen Abstoß vom Lande sehr plötzlich geschleudert war.

Unwillkürlich sah Elka sich nach ihrem so wenig aufmerksamen Fährmann um — er hatte sich aber gerade tief über das Wasser geneigt und sie erblickte nur die kräftige Gestalt, den breitkrämpigen Tyrolerhut, der seinen Kopf bedeckte, das schwarze Haar, den dunkeln Bart. —

Der Kahn flog dahin. — Elka nahm nach einer Weile ihren Hut ab und ließ die laue Luft das heiß gewordene Antlitz kühlen, und die Augen ruhten auf dem zurückweichenden Ufer. In demselben Moment, wo sich die langen blonden Locken unbedeckt, das Antlitz schleierlos zeigte, da hörten plötzlich die Ruderschläge auf, der Kahn schlug fast um bei einer heftigen Bewegung des Fährmanns. Sie blickte sich erschrocken um — sie sah in das Antlitz des Mannes, der wie von einer Feder emporgeschnellt aufrecht im Kahne stand und sie anstarrte!

Ein heißes Roth überströmte sein Gesicht und seine Augen leuchteten seltsam, sie aber erblaßte zur Farbe des Todes, und wie erloschen, jeder Lebensfähigkeit beraubt, war auch der Blick, den sie aus den weitgeöffneten Augen auf ihn richtete.

„Nach zwanzig Jahren!“ rief er, und mit diesen Worten stürzte er zu Elka's Füßen.

„Um Gotteswillen, Sepp, nur so nicht!“ sprach sie bebend, aber ein Lächeln, lieblicher und glückseliger wie je in all' den langen Jahren ihr biegsamer Mund ge-

zeigt, machte sie reizend, machte, daß jener Jahre lange Reihe gleichsam versank und er mindestens meinte, jenes Kind plötzlich wieder vor sich zu sehen, von deren Lächeln er einst gesagt und stets gedacht: „so müssen Engel lächeln!“

„Du kennst mich also noch, Elka?“ rief er freudig und faßte ihre schmalen Hände: „ach, ach, verzeihe nur, daß ich so dumm bin in meiner Freude und Aufregung, Sie „Du“ zu nennen.“

Er schwieg und wich zurück! — Es mußte noch ein anderes Besinnen, ganz andere Gedanken über ihn kommen, denn er ergriff hastig die beiden Ruder und setzte sich an seinen Platz. —

Sie war mit dieser Abänderung seiner Stellung ersichtlich zufrieden, denn sie sah beruhigter aus, ein Lächeln theilte aber wieder die feinen Lippen, als sie fröhlich ausrief:

„Daß Du mich auch gleich wieder erkanntest, Sepp.“ Erröthend fügte sie hinzu: „Sieh, Sepp, die alte Zeit verlangt ihr altes Recht und macht sich auch an mir geltend, denn auch ich nannte Sie eben Du, wie einst.“

„Und warum wollen Sie anders sagen?“ tönte es fast flehend zu ihr herüber. „Warum?“ setzte er heftig und mit unsagbarer Erbitterung hinzu: „die meisten der vornehmen Leute in Bayerland nennen uns Bauern ja Du!“

Sie machte sich an ihrem Plaid zu thun, an ihrem Hute, das sie Beides auf der Bank ordnete. — Die Gewandtheit der Weltdame kam ihr zu Hülfe, das sehr unbefangen in jener geschäftigen Art und Weise zu thun, als hinge das Heil der Welt von dem Arrangement ab.

Er sah ihr zu mit brennenden Augen, mit bebenden Lippen, er schien nur sehr mühsam seine gewaltige innere Aufregung zu unterdrücken und fast finster klang seine neue Frage:

„Ist Ihr Herr Gemahl auch in Tegernsee, Frau Gräfin?“

„Mein Gemahl?“

„Nun, die Resi hat mir doch erzählt, Sie hätten den Ladislaus Koralyi, den Sohn vom Pußtengrafen, geheirathet! Er ist doch nicht etwa — todt?“

„O nein, Der lebt, den Sie meinen, wir haben uns aber nicht geheirathet, wir waren nur verlobt. Ich that einen unglücklichen Fall oder soll ich richtig sagen, halb Fall, halb Sprung, da wurde ich lahm, lag fast drei Jahre fest, war immer krank und hatte viele Schmerzen, meine Verlobung löste sich damals wieder auf.“ —

„Können Sie jetzt wieder ohne Schmerzen gehen?“ fragte er voll Theilnahme.

„Ja, mindestens weit besser wie sonst. — Nachdem ich mich nämlich der furchtbarsten Pein eines unablässigen und jahrelanges Schonens unterworfen und manche böse

Cur gebraucht habe, da geht's jetzt vortrefflich; ich bin mindestens zufrieden, im Gegensatz zu jener Schreckenszeit, wo ich fest liegen mußte oder nur an Krücken gehen konnte."

„So schlimm war's?"

„Ach ja, — sehr schlimm."

„Und weshalb heiratheten Sie nicht? — Wie konnte er das ertragen, Sie zu verlieren — wie ertrugen Sie das Unglück, brach Ihnen nicht das Herz?"

„Sie sehen, ich lebe noch, und er ist anderweitig glücklich verheirathet!" antwortete sie lachend.

„Sind Sie immer so vergnügt?" fragte er nach einer kleinen Pause finster.

„Seit ich wieder Schneeberge habe — ja!" rief sie fast muthwillig.

„Sie sehnten sich doch nicht etwa nach diesen Bergen?"

„Immer!"

„So gefiel es Ihnen nicht in Norddeutschland?" —

„So wenigstens nie, wie hier."

„Warum kamen Sie denn nicht wieder?"

„Das ging nicht."

„Der Herr Onkel litt es wohl nicht?"

„Die Verhältnisse machten es unmöglich."

„Sie waren bei einer Königin, sagte Resi; sie sagte mir aber auch, Sie wären zu vornehm geworden, um an

uns Bauern des Tyroler Landes zurück zu denken; sie hätte so sehr gewünscht, Sie zu sehen, und zu sprechen, es sei ihr aber mit harten, bösen Worten verweigert worden, als unpassend und unzulässig. Letzteres mag nun vielleicht wahr sein — von dem Stolze, den sie aber Ihnen nachgeredet und als gar schlimm dargestellt hat, da bemerke ich nichts. Sie sind just so freundlich, wie einst; — — Sie sehen auch noch so lieb aus, wie damals."

„Es freut mich, wenn ich dem alten Spielgefährten noch gefalle. — Was Resi anbetrifft, so ist sie wohl nicht ganz bei der Wahrheit geblieben; und vielleicht ist sie die Einzige in der Welt, die mir Stolz und Hochmuth nachsagt. Ich kenne Beides nicht. Es ist mir sogar für meine Verhältnisse als Fehler bezeichnet worden. Ich habe dafür nie die Einsicht gewonnen und dachte stets, meine Erziehung, diese Erziehung einer sanften liebenswürdigen Mutter, habe das ebenso bewirkt, wie der lange Aufenthalt im Zillerthale, wo ich nichts von Rang und Standesunterschieden hörte bis zu der Zeit, wo Miß Glandon zu uns kam — und was Die sagte, hatte nie Gewicht für mich, — Du wirst Dich dessen erinnern, Sepp!" —

Er lachte und sehr hübsch sah er aus unter den heitern Erinnerungen an jene ferne Zeit. Dann streifte ein glühender Blick die reizende Erscheinung; er ersehnte mehr von ihrem vergangenen Leben zu wissen und fragte nach längerer Pause:

„Blieben Sie in der norddeutschen Residenz und bei der Königin?“

„Nein. Nur auf kurze Zeit kehrte ich zu ihr und in die alten Verhältnisse zurück, als es mit meinem Fuße besser ging und ich keiner Krücken mehr bedurfte. Die Königin hatte es gewünscht. — Ich mußte sehr dankbar für diese große Ehre sein, sollte es wenigstens sein, denn es war doch überaus gütig von der hohen Frau, und mehr wie huldvoll, sich noch immer so warm für meine unbedeutende Person zu interessiren. Mein Fuß gestattete aber das Bleiben auf die Dauer nicht, und vor etwa sieben Jahren verlieh mir die Königin eine Stiftsstelle, das ist —“

„O, erklären Sie das nicht, ich bin nicht so dumm wie sie vielleicht denken, ich lese viel und weiß —“

„Auch viel?“ fragte sie in neckendem Tone, „das Lernen war einst ebenso wenig Ihr Fall, wie der meine.“

„Ja, den armen Gouvernanten machten Sie oft viel zu schaffen,“ setzte er heiter hinzu.

„Sepp, die Eine hat mir's gründlich heimgezahlt, Miß Glandon! — ich habe oft in der Zeit gedacht, sie quäle mich todt und konnte mich auch nie der Ansicht erwehren, sie rächte sich bitter für manche Unbill aus der früheren Zeit.“

„Das that sie? Das durfte sie? Wie schrecklich!“

Elka wurde noch todtenblaß in der Erinnerung an

das erste Jahr, das sie auf Haus Langenbrück verlebt -- daran reihte sich das Bild des Zwangs in der Pension, und sie dachte in alter, heftiger Erbitterung plötzlich Derer, die all' das Leid über sie gebracht und sie gefesselt, geknechtet und so schlimm behandelt hatten. — Ihre Lippen zitterten, ihre Augen sprühten, und Sepp, der seine Blicke nicht von ihr abwandte, fragte leise: „Was denken Sie, daß Sie so verändert aussehen, so, wie ich Sie nimmer sah?"

„Der Vergangenheit!" sprach sie dumpf.

„War sie so böse?"

„Schrecklich, ganz entsetzlich die erste Zeit, aber — ich darf's auch nicht vergessen, wie sie später Alle, Alle gut gegen mich waren in der langen Krankheit. Wirklich engelsgut!" —

Beide schwiegen lange, dann fragte er nach ihren Brüdern.

„O meine Brüder!" rief Elka klagend und Thränen entstürzten ihren Augen.

Sepp ließ die Ruder fallen und fragte athemlos: „Was ist mit ihnen? ich habe ihrer so oft gedacht, sie immer so lieb behalten. Was geschah ihnen? sag's mir, Elka?"

„Sie starben Beide im vergangenen Jahre auf dem Schlachtfelde! Du wirst von jenem Krieg der Oesterreicher gehört haben."

„O gewiß, gewiß. Und in Italien sind sie gefallen?"

„Ja — ach und Du glaubst nicht, Sepp, wie schrecklich mir das gewesen! Ich bin erst ruhiger geworden, als Onkel Dagobert mit mir dahin gereist ist. Wie traurig aber, an solch' mächtigem Soldatengrabe zu stehen, wo Hunderte beisammen liegen!"

„Ja, das mag sein — ich aber, Elka, wäre doch froh, läg' ich darin und starb ich solchen Todes."

„Sepp!"

„Ja wirklich, Baroneß Bartory, und kennten Sie mein elendes Leben, meine trostlose Lage, Sie würden diese Sehnsucht begreifen, sogar natürlich finden."

Eine neue lange und tiefe Pause trat ein. Elka schwebte unablässig eine Frage auf den Lippen, sie konnte sie nicht thun, aber es verlängerte ersichtlich die Qual des Gedankens, daß sie Das nicht wußte, was sie so sehnlich zu erfahren begehrte.

Er ergriff endlich wieder die Ruder und der Kahn schoß rasch durch die Wellen. Sie bemühte sich ersichtlich, dem einen sie quälenden Gedanken zu entrinnen und fragte endlich in einer Art von ruhig-geschäftsmäßigem Tone:

„Sie sind also Fährmann in Tegernsee?"

„O nein!" antwortete er bitter; „ich bin Nichts und mir gehört auch Nichts. Wie sollte ich's zu solchem Reichthum gebracht haben, einen Kahn zu besitzen? Dies Fahrzeug gehört einem alten Bekannten, er wollte bei-

dem Maifest tanzen, und so erbot ich mich, ihn im Geschäft zu vertreten."

Elka fiel ein, was sie in der Residenz durch ihre Brüder von ihm gehört hatte. Mochte auch Einzelnes wahr sein, — mindestens auf Wahrheit beruhen, — jetzt nachdem sie ihn gesehen und mit ihm sprach, da meinte sie zu wissen, er sei doch ganz anders, tausendmal besser, als er ihr geschildert war, und — — — zu ihrem Unglück hielt sie fest an einer alten frühern Idee, daß er der beste Mensch der Welt! — — — Es war ihr Kinderglaube, und Sepps freundlicher Blick, wenn er sie ansah, dieser leuchtende Strahl des Auges, an den sie so oft mit Entzücken zurückgedacht hatte, bei den leeren, nichtssagenden Blicken mancher Hofherren, — er sagte ihr in beredterer Weise, wie ein Wort das zu thun vermocht hätte, daß er noch das gleiche lebhafte Interesse an ihr nehme, wie damals, wo sie des wilden, ungestümen Knaben bevorzugter Liebling gewesen und er sie treu und ritterlich auf all' den gefahrvollen Wegen in den Bergen, — in den Wäldern beschützt — immer nur einzig an sie gedacht hatte — und für ihr Wohl besorgt gewesen war. — — Dieses Auges glühender Strahl sagte ihr aber auch mehr und Anderes! — er sagte ihr, was ihr Herz in Wonne und Seligkeit erbeben machte und sie zu berauschen begann. — — Durfte er sie so ansehen? — — Wiederum kam wie in wilder Fluth der Gedanken Reihe

herangebraust: — ob es möglich sei, was sie schon einmal vorhin angenommen hatte: daß Resi sie auch über Sepps Heirath getäuscht hatte!? — — Und wie zuvor sagte sie sich: nein, nein, das ist unmöglich, — es war ja ein Brief einer Andern, welche Resi selbst all' diese Nachrichten über ihn gegeben hat. — — — Sie wollte nun aber klar sehen, wollte Alles wissen und den Trank, den sie einst so bitter gefunden, bis auf die Neige leeren. Indem dieser Gedanke, dies Wollen, der Schnelle von Blitzen ähnlich, ihren Geist durchzuckten, fragte sie mechanisch und wie unter Druck eines schweren Bannes:

„Wenn Du nichts hast, Sepp, wovon lebst Du denn?"

„Vom Hoffen, glaube ich!" sprach er in seltsamem Tone und sehr leise, — lauter, lebhafter fügte er hinzu: „Jetzt habe ich wenigstens wieder einen Platz. Droben in den Bergen am Achensee, da hab' ich mich als Knecht auf einen Hof verdungen und morgen schon beginnt mein Dienst. Mein künftiger Herr ist zwar einer der elendesten Buben der Welt und ich wäre kaum zu ihm gegangen, hätte er nicht die Absicht, seinen schönen Hof zu verkaufen. Ich dachte, wer ihn kauft, behält mich mit im Dienst und so nahm ich die Stelle an."

„Der Hof ist hübsch, Sepp?"

„Die schönste Lage der Welt, so wie ich meine."

„Ist er theuer?"

„Alles in Allem, glaube ich zehntausend Gulden.“

„Muß Alles gleich baar bezahlt werden?“

„Ihr wißt wohl Jemand, Baroneß Bartory, der einen kaufen will, daß Ihr so fragt?“

Sie wurde sehr roth, antwortete nicht, sondern fragte:

„Ist der Hof bald zu haben?“

„Morgen wenn es sein könnte — sie wollen gar gern mit fort nach Amerika, wo ihre Verwandten hin auswandern. — Ach, wenn ich so nach Amerika könnte und ein anderes Leben beginnen!“

„Kannst Du das nicht hier, wenn Dir zum Beispiel jener Hof gehörte?“

„Wie sollte der in meine Hände kommen!? Nein, Baroneß Bartory, Wunder geschehen zur Zeit nicht mehr und so ein armer Kerl, wie ich, der kann höchstens auf solchem Hofe dienen. Das ist mir aber auch schon recht, wenn's nur bei einem andern Herrn wäre. Doch, wie gesagt, vielleicht findet sich das im Laufe des Sommers und so lange muß ich aushalten, denn Wahl habe ich eben nicht.“

Es lag etwas unsagbar Trauriges in dem Tone, in dem er über seine Lage sprach, und aus den letzten Worten klang Groll und Erbitterung. — Sie schwiegen Beide längere Zeit; oft war's wieder, wie wenn ihr jene Frage, die sie so gern an ihn richten wollte, auf

die Lippen trat, aber das wilde Klopfen des Herzens und eine Art von Todesangst, die sie sich zu ihrer Beschämung ganz richtig deutete, hielten sie davon zurück. Nun kam ihr eine andere Idee, ein neuer Wunsch; — mit glücklichem Lächeln sagte sie leise und herzlich:

„Sepp, betrübt Dich einzig Deine Armuth, so könnte ich Dir vielleicht ein wenig helfen. Ich habe all' die Jahre etwas von meinem Stiftsgehalt gespart und löste auch eine größere Summe aus den alten Brillanten meiner Mutter, die ich als Stiftsdame nicht mehr gebrauchte. Dazu schenkte mir Onkel Dagobert immer viel, und kürzlich habe ich sogar eine alte Verwandte, eine Wiener Stiftsdame, beerbt. Alles in Allem ist's kein großes Vermögen, aber es ist ein kleines Capital, und wenn's Dir helfen könnte, so leihe ich's Dir gern, oder theile auch einfach mit Dir. Ich thue es gern, schon um der alten Zeiten willen." —

Er antwortete nicht — er bedeckte das Gesicht mit den Händen, um die wilde Freude zu verbergen, die das Anerbieten ihm machte, — die etwas Anderes ihm machte, das wie ein goldner Stern plötzlich vor seine Füße sank! — Er, der als Kind schon schlau war, hatte diese Charaktereigenschaft noch mehr ausgebildet — sie war auch jetzt sein Wegweiser, wie die vornehme Dame zu behandeln sei, die noch gütig wie einst als Kind gegen ihn war, und deren Vertrauen auch so fest in ihn schien,

wie es ehedem gewesen. Er bezwang alle innere Aufregung und antwortete plötzlich mit traurigem Ton und ernstem Blick: „Geld — einzig Geld, das Du, Elka Bartory, mir in Großmuth anbietest und was ja auch das Einzige ist, das Du mir anbieten kannst — das ist weder ein Glück, noch ein Segen für mich.“

Sie wurde etwas verwirrt — erröthete — zwang sich zur Ruhe und Gleichmuth und entgegnete freundlich:

„Geld ist vielleicht für keinen Menschen die Quelle zu dauerndem Glück — aber Sepp, glaube das mir: Es ist doch eine große Annehmlichkeit und ist das Mittel, uns sorgloser im Leben zu stellen.“

Er ruderte so stark, daß der Kahn wie ein Pfeil dahin schoß. Die Lichter von Tegernsee lagen schon so weit hinter ihnen, daß sie wie ein Punkt zusammenflossen; heller leuchtete aber jetzt der Mond am dunkeln Himmel und über dem Wasser.

„Sepp, was könnte Dich denn froher machen, wie Du zu sein scheinst?“

„Hätte mich Jemand lieb — hätte ich Jemand, den ich lieben könnte!“ rief er laut und heftig.

„Liebst Du Deine Frau nicht so?“ fragte sie bangend, zagend.

„Meine Frau!? — ich habe keine.“

„Wie — Du bist nicht verheirathet?“

„Nein, und ich war auch nicht einmal verlobt, wie Du, Elka.“

Seine Worte weckten die Erinnerung an jenen Neujahrsmorgen, wo sie von seiner Heirath gehört, dem Tage, wo sie Graf Ladislaus Koralyi wiedergesehen und gewünscht hatte, auch sie möchte nun verheirathet und — gebunden sein — möchte glücklich scheinen! —

Er fuhr fort: „Mit der Resi wollten sie mich immer zusammen thun, und sie ist mir böse genug geworden, daß ich sie nicht nahm und wollte. Ich habe sie nie leiden können, wirklich Elka, glaub' es mir, ich mochte und konnte sie nicht heirathen — nie! — ich habe auch seltsamer Weise nie eine Andere gesehen und gefunden, die ich je hätte heirathen mögen. Ich habe überhaupt zu Nichts Lust gehabt im Leben. — Als Du damals das Zillerthal verließest, Deine Mutter todt war, da war meine Freude zu Ende; es war, wie wenn nun die Welt überall dunkel sei und mein Herz mir zerrissen! — Nie konnte ich wieder recht froh sein — nimmer wieder froh werden! Meine Lage trug vielleicht mit dazu bei, sie war eine schlechte, wurde mit der Zeit eine immer bösere. Das Wenige, woran ich Freude fand, die Jagd und der Fischfang, es sollte nicht für mich auf der Welt sein. Ich sollte nicht jagen, ich durfte nicht fischen . . . ich that nun aber Beides oft gerade dann, wenn es am wenigsten erlaubt war, man faßte mich, man steckte mich ein und nahm

mir das Einzige, was ich mein noch nannte, was mir Alles galt: die Freiheit! — Die ewigen Zänkereien bei Gericht und die Strafen machten mir bald einen bösen Namen. War ich frei nach solcher Zeit und suchte ich einen Dienst, so sah man mich hämisch, höhnisch an, oder hatte ich eine Stelle, behandelte man mich wie einen Spitzbuben — behandelte mich so, daß ich es nicht aushielt. Und weil ich in so unglücklicher Lage nicht ausdauern konnte und wollte, bekam ich einen immer schlechteren Ruf und Namen, ohne schlecht zu sein, ohne zu verdienen, so wie gebrandmarkt dazustehen in der Welt. — Das hatte endlich böse Folgen, denn nun bin ich längst Das, was sie einst in mir sahen, und tauge wirklich seit lange nichts mehr. — Doch zu was erzähle ich Euch, Baroneß Bartory, der feinen, vornehmen Dame, von solchen Dingen, von meinem elenden, armseligen Dasein!" —

„Wohl weil wir alte Freunde waren!" sprach sie leise und traurig. So leise sie aber auch diese Worte gesprochen und eigentlich mehr zu sich selbst gesagt, denn zu ihm — er hörte sie! Die Ruder feierten schon lange wieder, und still, fast lautlos war's ringsum. Er hatte längst vergessen, was ihm zu thun oblag, als er von seinem Schicksal, seinem Leben sprach und über diesem dunkeln, schattenreichen Dasein Alles vergaß. — — Der Kahn trieb steuerlos und führerlos über den Wellen — der aufgeregte Bauer hatte den Hut vom Kopfe

gerissen und fuhr sich mit den Händen durch das wild verworrene Haar. Malerisch hing es ihm um das hübsche männliche Gesicht, in dem jetzt plötzlich nach den milden Worten Elka's andere, bessere Elemente mit dem alten Trotz und all' der ungestümen Wildheit kämpften, die in seinem Charakter lag.

Sie sah ihn unablässig und mit immer gesteigertem Interesse an — sie sah ihn voll Liebe und mit einem unnennbaren Mitleid an, als er in Gedanken verloren leise, sinnend widerholte:

„Weil wir alte Freunde waren! —"

„Verbessere, wenn Du willst, mein Wort dahin, Sepp — weil wir alte Freunde sind."

„Wir sind es aber nicht, „rief er heftig und leidenschaftlich, „wir sind es nicht, und darum wäre mir besser gewesen, ich lernte Elka Bartory nie — niemals kennen! — Freunde?" fügte er plötzlich bitter hinzu, „die nächste Stunde schon hat uns getrennt — getrennt für ewig! — Ich kehre heim zu meinem alten Gram um Sie — zu meiner Einsamkeit und meinem Elend — und Sie!? — Sie ziehen wieder zu jener Bahn des Glanzes und der Höhe, die endlos weit von mir entfernt ist — so weit, wie dort das helle, schöne Mondlicht von der Erde! — Ja, sieh einmal hinauf zum Himmel, Du vornehme, feine Dame. Da ist's so licht, so wolkenlos und klar, wie jetzt Dein Leben — und sieh auch dahin, wo der Mond jetzt

steht! — Dort blinkt ein kleiner Stern, der läuft seit Jahren — so lange ich den Himmel kenne — so lange ich denken kann, dem hellen Monde nach, und oft — wohl hundertmal — nein, tausendmal hab' ich gedacht: — so, so hinge ich an dem Erinnern an das schöne Kind, das einst im Zillerthale lebte! — Ewig — ewig eilten die Gedanken, der Wunsch, das Hoffen und dies unnennbare Sehnen Dir nach! So fern aber, wie dort der kleine Stern dem Monde — so fern blieb auch die schöne Elka Bartory dem armen — armen Sepp!" —

War zuvor der Schutzgeist Elka's leider nicht an ihrer Seite, als sie das kleine Boot bestieg — alle guten Geister des Himmels und der Erde wichen nun von ihr, als sie diese Worte hörte! —

Neuntes Capitel.

Es war an einem heißen Junitage, als sich Haus Langenbrück eine Equipage näherte, deren alte Pferde langsam dahin zu trotten pflegten. Heute liefen sie so rasch, daß der Majoratsherr von Haus Langenbrück — Graf Dagobert von Western, seit fünf Jahren der Nachfolger seines verstorbenen Bruders auf dem Besitzthum — lächelnd aufsprang, als er diesen Wagen in der Ferne sah und seiner Schwägerin, die unweit von ihm im kühlen Gartensalon saß, zurief: „Wilhelmine, da kommt unsere Elka und — endlich kommt sie zurück! — Sieh nur, in welchen Feuereifer sie das alte wacklige Stiftsgefährt gebracht hat und wie der Wagen über die Haide rollt.“

Gräfin Wilhelmine von Western, noch immer eine stattliche Dame, erhob sich langsamer. Von ihrer gewohnten Würde war aber weniger in ihrer Erscheinung zu erblicken, als sie auf ihren Schwager zutrat und eindringlich, sehr herzlich sagte:

„Dagobert, heute laß Elka nicht wieder fort, ohne

daß sie Dir verheißen hat, bald für immer hier zu sein. Ich weiche ihr jetzt ganz gern, denn ich fühle auch täglich mehr, daß ich der Ruhe endlich bedarf. Da habe ich denn beschlossen, mich in der Residenz anzusiedeln, wo zwei meiner Töchter und die lieben kleinen Enkel leben."

„Deine Gründe, mich und Haus Langenbrück zu verlassen, sind völlig berechtigte," entgegnete er ruhig, „aber, liebe Schwägerin, ich wünsche doch, daß sie Dich nicht bestimmen, zu Elka ein drängendes oder gar überredendes Wort zu sprechen. — Laß Dir wiederholen, mir genügt, daß sie die Worte geschrieben: sie glaube, die Zeit sei nicht mehr fern, wo sie freudig als Herrin in dies alte Stammhaus des Geschlechts einziehen würde, — wo ihr ein Glück erschiene, in der Heimath ihrer Mutter mit den Fäden umwoben zu sein, in denen doch wohl einzig des Weibes Bestimmung und ihre größte Seligkeit liege."

„Es ist lange her, daß sie das schrieb," sprach die Gräfin ernst, „sie stand damals unter dem ersten Eindruck von Clara's reizender Häuslichkeit. Ich wünschte, Du wärst nach jenem Briefe gleich nach Frankfurt gereist — Ihr hättet Euch da trauen lassen und sie wäre jetzt hier als Deine Frau. — Wenn sie es auch heute nicht ist, die dort im Stiftswagen durch die Haide rollt, reise ihr jetzt noch nach. Es will mir nicht gefallen, daß sie so lange nicht schrieb."

„Du kennst Elka noch immer nicht genug, um ihr

auch zu vertrauen. — Ich aber, liebe Wilhelmine, baue in dem Punkt schon seit längerer Zeit fest auf sie, als seit jenem Briefe aus Frankfurt mit ihrem lieben Geständniß. In tiefer Seligkeit habe ich es schon vor Jahr und Tag empfunden, ich war ihr nicht allein mehr der liebe Onkel Dagobert, und was sie dann zurückhielt, mir ihres Herzens wärmeres Gefühl zu verbergen — es war ein Grund da, den ich nur allein kenne und den ich geehrt habe."

„Ach — Deine verzweifelte Großmuth!" rief sie heftig. „Wenn Du sie doch einmal in Sack und Asche gethan hättest und lieber recht egoistisch geworden wärest. Ich kenne Deinen und ihren Grund. Es war der armen Irma Battenfeld unerwiderte Liebe. Diese hat sich mir längst offenbart. Sie ist ja mit dem armen Kinde groß geworden. Dennoch stand das Mädchen weder Dir noch der Elka so nahe, um ein solches Opfer zu bringen, wie Ihr Beide ihr brachtet. Sie war dem Tod verfallen, Euch gehörte das Leben und sein Anspruch an das endlich erreichte Glück. Du vor Allen mußtest als Mann den günstigen Zeitpunkt erfassen und festhalten; Du durftest Elka nicht fortreisen lassen, ich meine auch, schon allein wegen der Zeit, denn allzuviel habt Ihr wirklich nicht mehr zu verlieren.

Graf Dagobert lachte. „Richtig, Wilhelmine, ganz richtig! Elka erreichte das dreiunddreißigste Jahr, — ich

bin dem fünfzigsten bald nahe, jetzt zwar noch achtundvierzig, indessen wenige Monate und der letzte Rubikon zur Hälfte des Jahrhunderts ist erreicht. Trotz all dem bin ich guten Muthes. Elka und ich können noch viele Jahre mitsammen glücklich sein und, was das Beste an der Sache ist, wir haben keine Lebenskraft vergeudet — wir sind weit jünger, als unsere Jahre bedingen."

„Ja, ja, das seid Ihr. Namentlich Du, Dagobert, siehst fast zehn Jahre jünger aus und bist es auch an Geist und Kraft."

„Und meine wilde Rose?" rief er mit einem Lächeln reinsten Glücks.

„Elka ist mir fast zu sehr eine weiße Rose geworden," antwortete sie kurz, „doch Dagobert, gehen wir hinaus! Der Wagen des Stifts biegt schon ein in unsrer Allee, er wird sonst eher am Hause halten, ehe wir die Halle erreichen."

Dem war nicht so. Graf Dagobert stand schon unten an der Freitreppe, die zur Halle des alten Edelhofes hinan führte, als die Equipage des Stiftes Heiligenstein in das Hofthor einfuhr. — Aber nicht der erwartete blonde Lockenkopf der heißgeliebten Nichte neigte sich aus dem Wagenfester, nicht jene glänzenden, schwarzen Augen ruhten auf Graf Dagobert's erregtem Gesichte — bleich, verstört schaute die alte Aebtissin des Stiftes auf den Majoratsherrn von Haus Langenbrück, und als er der

Dame beim Aussteigen behilflich war, zitterte sie so, daß er sie verwundert ansah. — Er wurde aber auch bleich und die hohe, kräftige Gestalt erbebte, als sie heimlich und angstvoll flüsterte: „Sagen Sie um Gott und sagen Sie's mir rasch, lieber Graf, ist's wahr?"

Sie hatte kaum die Worte hingehaucht, so erkannte sie auch, was sie zu wissen wünschte, er konnte ihr keine Auskunft darüber geben, er wußte Nichts von Dem, das sie nun sagen sollte. — Vor den Dienern, die auch an der Treppe standen, schien die nähere Erörterung unmöglich; verwirrt, noch verstörter legte die Aebtissin ihren Arm in den des Grafen, als er leise sagte: „Gehen wir in's Haus, gnädigste Frau!"

Mit schwankenden Schritten erstieg die Aebtissin die Freitreppe des alten Edelsitzes, zu dem der letzte männliche Sproß des Geschlechtes sie hinauf leitete, das durch viele Jahrhunderte geblüht. Es war ein deutsches Adelshaus, das von sich sagen konnte: es sei ein selten reiner Stamm, der Grafenstamm der Western, ein Geschlecht, das der schönen Devise seines Hauses: „Vorwurfslos und vorwurfsfrei" zu allen Zeiten nachgestrebt und nachgelebt hatte. —

In der Halle dieses Hauses trat Gräfin Wilhelmine ihrer alten Freundin, der Aebtissin des altadeligen Damenstiftes von Heiligenstein, mit herzlichem Willkommen entgegen.

Der Gruß wurde nur mit einem stummen Händedruck erwiedert — Gräfin Wilhelmine begriff: ein Etwas — etwas Schlimmes hatte sich ereignet, und rasch führte sie die alte Freundin ihres Hauses in ihr Privatgemach, wo sie am ungestörtesten waren. Graf Dagobert folgte den Damen. Das Herz stand ihm fast still, als sich die Aebtissin dort laut aufschluchzend seiner Schwägerin in die Arme warf und trostlos rief: „Gott, Gott — ich sah es schon — Ihr wißt noch Nichts — vielleicht —“ hier hielt sie inne und ein Hoffnungsstrahl schimmerte in ihren Augen. „O Gott, Du Allmächtiger, gieb es doch! — vielleicht ist's auch nicht wahr!“ —

„Es hängt mit Elka zusammen, was Sie an Entsetzlichem zu berichten haben?“ fragte Graf Dagobert bleich, aber ruhig.

„Sagen Sie mir vor Allem, seit wann haben Sie die letzten Nachrichten von ihr und woher diese Nachrichten?“ fragte die Aebtissin hastig und in einer Art von athemloser Spannung. Dem Grafen Dagobert versagte fast die Stimme als er nach kurzem Bedenken antwortete:

„Sie schrieb am dritten Mai aus Selchendorf, und zwar, daß es ihr gut gehe, sie wohl und vergnügt sei, und daß sie nun bald mit der Baronin Dorn nach Wiesbaden reisen würde. Aber ich bitte Sie, sagen Sie uns erst, was Sie so außer sich brachte?“ —

„Das stimmt!“ rief die Aebtissin lebhaft und setzte

hinzu: „Hören Sie! — Heute Morgen kam die Baronin Clara Dorn in einer nicht zu beschreibenden Aufregung, ja, in wahrer Todesangst zu mir in's Stift! — Sie berief sich zuerst auf die Freundschaft, die sie mit Ihrer Nichte seit langen Jahren verbunden, die sich befestigt durch Elka's heroisches und liebenswürdiges Ertragen ihres Unglücks. Sie gestand dann, daß Elka im März, anstatt mit zu ihren Eltern nach Selchendorf zu reisen, sich, geheimer Verabredung gemäß, damals von ihr getrennt hätte, um in Tyrol die alte Heimath ihrer Kinderjahre und das Grab der Mutter aufzusuchen.“ —

„Elka nach Tyrol — allein dort!“ rief Graf Western tonlos.

„Ja, lieber Graf, so geschah's! und die arme Baronin bereut bitter, daß sie auf Elka's Bitten eingegangen ist, die aber, wie sie sagt, ihr keine Ruhe gelassen und fort und fort gebeten habe: „sie nur einmal wieder volle Freiheit genießen zu lassen.“ Volle Freiheit, bester Graf, als ob ich meine Damen an einer Kette hielte!“ —

Die gute Aebtissin sah ein wenig gekränkt aus und fuhr dann lebhaft fort:

„Von Tegernsee aus schrieb Elka wiederholt an die Baronin Dorn und von da aus sandte sie auch Briefe an Sie, die aber von Selchendorf aus adressirt waren. Einmal begonnen das falsche Spiel, mußte es nun auch fortgesetzt werden, und die Baronin sandte Ihnen die

Briefe. Als nun im Mai der Zeitpunkt eintrat, den die Beiden für ihr Zusammentreffen in Wiesbaden verabredet hatten, bleibt Elka aus, schreibt auch nicht mehr und die Baronin reiste vorige Woche endlich voller Angst nach Bayern. Dort in Tegernsee erfährt sie, Elka sei im Mai schon abgereist — wohin? sei nicht bekannt, denn man habe seitdem Nichts von ihr gehört. Da reist sie weiter, in's Zillerthal, da forscht sie und hört, Baroneß Bartory sei dort nicht gewesen, aber man erzähle sich, sie habe —"

Die Aebtissin stockte, Graf Western sprang empor, er stand wie ein gereizter Löwe vor der alten Dame und rief: „Weiter — weiter, Gräfin Rohna. Sagen Sie, was Sie berichten müssen, rasch."

„Ich kann's nicht über die — Lippen — bringen!" hauchte die Aebtissin; — sie konnte wirklich nicht — sie fiel in Ohnmacht. —

Ehe die Aebtissin sich erholt, langte eine Depesche und ein Brief an Graf Western an. Die Depesche war aus der Residenz, wo Elka einst am Hofe glänzte. Graf Western las sie und reichte sie dann wortlos seiner Schwägerin. Sie enthielt, was die Aebtissin nicht auszusprechen vermocht hatte und lautete:

„Ihre Nichte soll sich einen Bauernhof in Tyrol gekauft haben und seit vierzehn Tagen ungefähr mit dem Knecht des Hofes, Sepp Kocherl, verheirathet sein. So

das Gerücht! — Thun sie bald Schritte, wenn es unwahr ist, die Sache zu widerlegen. Ihre Majestät die Königin räth: schleunigst mit Baroneß Bartory im Schlosse zu erscheinen und der gnädigsten Aufnahme gewiß zu sein."

„Eile — reise nach Tyrol und hole sie!" rief Gräfin Wilhelmine aufgeregt.

„Es ist zu spät!" entgegnete Graf Dagobert; „ihr Schicksal hat sich erfüllt und die Vergangenheit auf das Bitterste gerächt! — Ich fürchtete dies stets! — ich ahnte sogleich, daß es geschehen ist, als die Aebtissin erwähnte, daß Elka insgeheim nach Tyrol gereist sei — dieser Brief hier, von ihr, bestätigt es!" —

„Was schreibt sie?"

„Nur wenige Worte — aber, sie genügen."

„Ich bitte Dich, sag' diese Worte; — ich bin wie auf der Folter."

Es ging dem Manne, wie zuvor der Frau, auch Graf Dagobert konnte die Worte nicht über die Lippen bringen und in der nächsten Secunde schlug er besinnungslos zu Boden.

Erst einige Stunden später kam Gräfin Wilhelmine Western dazu, Elka's Brief zu lesen — ihr erkrankter Schwager hatte ihre ganze Zeit beansprucht. Dem Brief war eine gedruckte Notiz angeheftet, ein Verzeichniß der in der letzten Woche in der Residenz zu München ge-

trauten Paare — unterstrichen waren die Namen des Ackerknechts Joseph Kocherl und der Baronesse Etelka Bartory. — Unter dieser gedruckten Nachricht standen nur die mit zitternder Hand geschriebenen Worte:

„Vergiß die wilde Rose!“

Zehntes Capitel.

Jahre sind vergangen. Zu dem in tiefster Abgeschiedenheit und Einsamkeit lebenden Majoratsherrn von Haus Langenbrück kam eines Tages die blonde Melanie, die schöne Gräfin Koralyi aus Ungarn. Sie sah kaum ihren Onkel, da warf sie sich auch schon unter heißen Thränen in seine Arme und fragte in banger Trostlosigkeit:

„Onkel Dagobert, bin ich an Elka's Unglück, — an ihrer entsetzlichen Heirath Schuld? — sprich mir mein Urtheil, und ist es wahr, so will ich trotz Allem nicht rasten und ruhen, bis ich sie ihrem Elend entrissen und gesühnt habe, was ich etwa an ihr verbrochen."

„Du scheinst sehr aufgeregt, liebe Melanie," entgegnete der Graf ruhig, „und in Deinem Eifer sagst und fragst Du Dinge, die kaum zusammen beantwortet werden können. Vor Allem und zuerst: wer hat Dir eingeredet, daß Du Schuld tragen solltest an jener durchaus eigenmächtigen Handlung Elka's?"

„Die Mutter kommt ewig darauf zurück. Jetzt mehr denn je, wo sie Elka wiedergesehen hat.“

Da hat Deine Mutter Unrecht, ich sagte ihr das stets. War Elka fähig, sich selbst so zu verlieren, so — so würde sie kaum vor einem solchen Selbstvergessen ihrer Frauenwürde geschützt gewesen sein als Gattin des Grafen Koralyi. — Beruhige Dich darüber ein= für alle=mal und sage mir statt dessen: wie kam es, daß Deine stolze Mutter diese verirrte Nichte sich aufsuchte?“

„Sie hörte von Elka's Unglück und — davon zu hören, ohne zu wünschen und zu versuchen, dies Unglück — ihr Elend zu mildern, ist wohl unmöglich! — Zuerst: Elka lebt jetzt in tiefster, in bitterster Armuth! — Jener Mensch hat ihre Lage und Verhältnisse weit überschätzt, er hat sie nach den Begriffen seiner Kindheit und den Anschauungen der Zillerthaler Landleute abgeschätzt, in deren Erinnern die Baronin Bartory als unermessen reich fortlebt. So ist denn unter diesen Begriffen, als Elka's Gatte im Golde nur so wühlen zu können, ihr kleines Capital bald geschwunden, und da er ungern arbeitete, sie Nichts von der Landwirthschaft verstand, kamen sie in Schulden. Sie mußten den Hof verkaufen und dort, wo sie wahrscheinlich wähnten, ein idyllisches Leben führen zu können, kämpften sie lange Zeit mit Armuth, mit Entbehrungen jeder Art, — mußten Gott danken, als der neue Besitzer ihnen voll Mitleid eine

Stube überließ — ein Stückchen Land, auf dem sie Kartoffeln pflanzen konnten. — Mein Mann, dem Elka's Geschick tief zu Herzen ging, half ihr mehrere Male im Geheimen. Diese ihr durch die dritte Hand gespendete Hilfe soll sie entsetzlich aufgeregt und tief niedergedrückt haben. Nur die Noth zwang sie zur Annahme. Was sie aber auch erhielt — dauernd half Nichts und ihr Elend wuchs von Tag zu Tag. Die über jenen Mann von Neuem hereinbrechende Armuth trieb ihn seiner alten Leidenschaft in die Arme — dem Trunke, und rettungslos scheint er ihr verfallen, wie ja schon so mancher bessere und edlere Charakter an der Leidenschaft zu Grunde ging. — Elka erhält ihn und sich jetzt mühselig durch Näharbeiten, durch Unterricht, den sie den Dorfkindern im Stricken und Nähen ertheilt."

Graf Western verharrte regungslos bei diesen Mittheilungen, seine Nichte wagte nicht, ihn anzusehen. Sie wußte nur zu gut, was Elka ihm stets gegolten. Als endlich ihre Augen scheu sein Antlitz streiften, erschrak sie über die Wirkung ihrer Worte so, daß sie in fassungslosem Schmerze ihn um Verzeihung bat, so offen geredet zu haben. Er beruhigte sie, so gut er vermochte, und sagte sogar:

„Du hättest mir das Schlimmste mittheilen können über ihr Loos, und es würde mich kaum berühren, sähe

ich irgendwo einen Hoffnungsstrahl, ihr zu helfen, sie retten zu können.“

„Dasselbe sagt die Mutter — rettungslos sei die arme Elka ihrem Geschick verfallen, und sie ging doch zu ihr mit dem besten Vorsatz, sie aus den unwürdigen Verhältnissen zu befreien. Bringt man das und der Mutter Energie in Anschlag, so erscheinen mir die Verhältnisse doppelt furchbar, an denen Nichts zu ändern ist.“

„Können Geldmittel aber ihre Lage nicht wenigstens verbessern?“

„Sie hat gemeint, sie würden sie nur verschlimmern, indem sie der Trägheit ihres Mannes neuen Vorschub leisteten. Sie hat auch eingestanden, ihr beiderseitiges Unglück läge hauptsächlich in der klaren und so trostlosen Erkenntniß, welche Verirrung ihre Heirath gewesen sei, wie sie in Nichts zusammen paßten und ihr Denken und Empfinden, ihre Neigungen und ganze Geschmacksrichtung in jeder Beziehung von einander abweiche. — Da er sie aber nicht frei geben will, trotzdem er weiß, sie ist namenlos unglücklich und bereut den taktlosen Schritt, der sie ihm ausgeliefert hat, da nimmt sie das sich selbst bereitete Schicksal — dies gräßliche Loos, mit bewundernswerther Geduld hin und erlahmt nicht bei den steten Versuchen, bessernd, veredelnd auf seine rohe Natur einzuwirken. Sie hat diese Hoffnung noch immer nicht aufgegeben, aus diesem notorischen Trunkenbold einen andern Menschen

zu machen! — Wie es scheint, baut sie dabei hauptsächlich auf das Hoffen, das in den Verheißungen der wahren Liebe liegt, der man die Kraft zugesteht: daß sie Alles kann — Alles durch sie ermöglicht wird.“ —

Daß jene Hoffnung Elka's eine trügerische, Graf Dagobert hörte es später auch von Andern. Die Gerüchte, die über jene unglückliche Nichte zu ihm drangen, wurden immer düsterer, immer trauriger, sie waren endlich so, daß er an Ort und Stelle reiste, um zu versuchen, was Verwandten, Bekannten und Freunden bisher stets mißlungen war!

— — — — — — — — — — —

Tief unten in dem Thale, wo droben in den Bergen Elka lebte und litt, wo sie inmitten aller Freiheit, welche die Natur ihr bot, gefesselt war von Banden, wie schwerer sie vielleicht nie ein Weib auf Erden gedrückt, dort, im Dorfe Kreuth, in einem der paradiesischen Thäler des Tyrolerlandes, liegt ein kleines Gasthaus. Im Sommer ist's überfluthet von der Touristen Menge, im Winter ist einer seiner Stammgäste der sogenannte „Baron Sepp“. Wird's Mitternacht, ohne daß der angetrunkene, sehr häufig stark betrunkene Baron Sepp das Gasthaus verläßt — trotzdem der junge Wirth häufig mahnt: „endlich heim zu wandern“ — dann erscheint in dem mit Qualm gefüllten Gastzimmer jenes Hauses eine zarte Frauengestalt mit verhärmten Zügen, in abgetragener Kleidung. Auf

ihren grauen Haaren liegt der Schnee und sie zittert vor Frost und Kälte. Ruft sie „Sepp", so erhebt sich ihr Gatte, denn ihre Macht ist immer groß in jenen Stunden, wo er der bösen Leidenschaft des Trunkes erliegt und wo in allem Dunkel, das seinen Geist umnachtet, Eins helle bleibt: der Gedanke an die ausdauernde Kraft des Weibes, das er geliebt und in's Elend gerissen hat!" —

Diese dunkeln Stunden und bösen Scenen in Elka's Leben beschrieb der Wirth jenes Gasthauses im Thale dem Herrn ausführlich, der einmal wieder angelegentlich nach dem sonderbaren Paare auf dem Berge forschte, dessen Liebe und Heirath schon hundertfach besprochen und belacht war, und jeder denkenden Natur ein unlösbares Problem geblieben war.

Mit bleichem Antlitz, mit unsagbarer Trauer horchte der Herr auf alle Einzelheiten der trüben Schilderung. Er fragte, als der Andere schwieg, in bebendem Tone:

„Und nie kommt ein Vorwurf über ihre Lippen, sagen Sie? — Still und geduldig führt sie ihn, den Schwankenden, den Betrunkenen, zu jenem Berge hinan, in Nacht und Dunkel, in Schnee und Kälte? — Ist es oft?"

„Ich sah Beide unzählige Male dort so an der Biegung jener Höhe verschwinden, er unzurechnungsfähig, sie voll Ruhe, Sanftmuth und Geduld! — Nie aber sah ich dieses unglückliche Weib, gnädiger Herr, daß mir nicht jenes alte Märchen von den sieben Raben einfiel, wo

die Schwester solches Beispiel einer Treue ohne Gleichen giebt."

„Seltsam! Die Mutter dieser Frau sagte von ihr, als sie noch ein junges Kind war, sie fürchte am meisten Elka's große Geduld. Sie war nämlich der Ansicht: dem Menschen sei Nichts umsonst von Gott gegeben. Sie bangte — wie ich jetzt einsehe — wohl schon damals in dunkler Ahnung vor der Schwere des Geschicks, das ihre Tochter tragen müsse, sie fürchtete sich vor dem Gedanken, warum Elka Bartory eine so starke Duldenskraft erhalten habe!"

„Sie kannten die Baronin Bartory, die Mutter der ‚blonden Elka', wie sie noch immer im Tyrolerlande heißt, trotzdem der Gram längst jene schönen Locken bleichte?"

Graf Dagobert verleugnete Elka nie. Er sagte dem jungen Wirthe daher mit gleicher Ruhe: „Die Baronin Bartory war meine Schwester —" wie er Elka sonst stets als seine Nichte all' Denen bezeichnet hatte, die in seiner Gegenwart die sonderbare Partie besprachen, welche zwischen einem Mädchen aus altaristokratischem Geschlecht und einem Bauern der Tyroler Alm zu Stande gekommen war.

So ruhig der als stolz bekannte Onkel diese Nichte auch anerkannte, so heftig konnte er werden, beharrte irgend welche empfindsame Natur dabei: in der Heirath eine gewisse Poesie zu erblicken, die Sache als eine Idylle

hinzustellen und sich dabei auf das berühmteste belletristische Journal, die Leipziger „Gartenlaube" von Ernst Keil zu berufen. Die Wahrheit, der Graf Dagobert Zeit seines Lebens gehuldigt hatte, schien ihm hier als doppelte Pflicht, und ob es ihn auch schmerzte und immer von Neuem widerstrebte, seiner heißgeliebten Nichte Leid und Unglück offen zu besprechen und fremden Ohren preiszugeben — er scheute doch niemals davor zurück, den tragischen und trostlosen Ausgang dieser unter so ungleichen Elementen geschlossenen Verbindung in kurzen, in oft ergreifenden Worten zu schildern, und bezüglich jener angeführten Novelle der Gartenlaube sagte er: „Ich las sie auch. Das ist wirklich noch Idylle, wenngleich mir eine unfaßbare Sache, daß eine gebildete Frau vornehmen Standes einen ungebildeten Bauern heirathen kann. Der Autor jener Novelle kannte aber nur den Anfang der Geschichte, die ernste Fortsetzung und traurige Entwickelung sind von ihm nicht abgewartet und er schrieb in der Skizze einen jener Romane, die mit der Heirath abschließen. In der Heirath liegt oft das Glück — nach der Heirath fehlt oft nicht das Unglück." — —

Mitunter wurde er gefragt, ob er nicht zu hart urtheile, und trotz der eingetretenen Armuth nicht dennoch Poesie und Romantik in der Lebensgeschichte jener Beiden zu finden sei. Dann konnte er heftig werden und erwiderte sogar hart:

„Sparen Sie alle poetischen Licenzen bei dieser furchtbaren Prosa schon deshalb, um Excentricitäten nicht etwa dadurch zu unterstützen, die niemals und nirgends im Leben zum Segen gereichen, sich meistens als schwerer Fluch auf Menschengeschicke legen.“

Wie tief solche Erwähnungen ihn drückten, wie furchtbar es für Graf Dagobert überhaupt war, von Elka zu hören und über sie in dieser Weise sprechen zu müssen — seine Freunde und Bekannten hatten das bedauernd immer von Neuen erkannt, und es blieb selbst dem jungen Wirthe des Dörfchens Kreuth auch nicht verborgen. —

Aller Schmerz, den er aber seither über diese Heirath empfunden und getragen, alles Weh, das ihm Elka's Leid und Loos bereitet hatte, wie gipfelte es sich in der Stunde zu einem namenlosen Jammer, zum bittersten Verzweifeln, als er ihr noch einmal im Leben gegenüber stand, als er sie nicht allein in den armseligsten Verhältnissen fand, — nein, als er so deutlich und so unverkennbar die trüben Spuren ihrer Reue, ihres Elends in jenem zarten, blassen Antlitz sah, in dessen von Gram zerstörten Zügen er einstmals tausendfach gewünscht, gehofft, ersehnt: einen Strahl der Liebe zu entzünden, die in seinem Herzen für sie flammte! —

Ihr Haar war in der That völlig weiß geworden, und mehr als jede andere Veränderung, die mit ihr vorgegangen, ergriff und erschütterte den Onkel dieser silberne

Schimmer an dem einst so reizend von den blonden Locken umflogenen Köpfchen der schönen Ungarin. Elka sprach wenig, — sie blickte nur immer angsterfüllter auf die Stubenthür. Sie weinte auch nicht und klagte nicht — stumm schüttelte sie nur immer und wieder den Kopf auf alle Anerbietungen, die Graf Dagobert machte, ihre armseligen Verhältnisse abzuändern. — Nicht ohne Heftigkeit und geschüttelt von wahrem Entsetzen, verweigerte sie aber eine Bitte, „Herrn Sepp Kocherl" zu rufen, damit er persönlich mit ihm reden, mit ihm unterhandeln könne. —

„Nur das nicht!" setzte sie auf sein Drängen hinzu — „nur nicht die größte Schmach für mich, daß ich Euch Beide neben einander sehe; — er jetzt Der ist, der über mich zu gebieten hat, — Du — Du, der Du ihm — — diesem Menschen nachgeben und folgen mußt!"

Sie schwieg wie von Todesangst gefoltert, dann flehte sie:

„Laß mich mein Schicksal weiter tragen, das ich mir aus Liebe — aus Wahnsinn bereitet! Unzerreißbar ist die Kette, die mich an ihn schmiedet — nur ich weiß, wie unlösbar. — Er würde mich nie frei geben, wenn ich es auch wollte. — So leide ich nur allein, — berge mein Elend in Einsamkeit und Abgeschiedenheit, — ginge ich mit Dir, da könnet Ihr Alle möglicherweise in Conflicte mit ihm kommen, die unberechenbar — in Wirren, deren Folgen unabsehbar wären!" —

Sie verlassen — verlassen für immer! — zurücklassen in der Lage — in den Verhältnissen!? — Und dennoch mußte es geschehen. — Ihre Augen, die ihn immer flehender anblickten, er wußte nur zu wohl, was sie baten. — Er sollte gehen, sollte eine Qual beenden, die für beide Theile schrecklich war. — Ihm brach das Herz, gleichsam beim Gedanken an die Trennung; — auch ihr brach fast das Herz in den sie überwältigenden Gedanken, daß dieser Onkel, der sie so heiß und treu geliebt, so sorgsam zu behüten verstanden und der so viel für sie gethan hatte, daß er nun den klarsten Blick in ihr Elend geworfen, — daß er jetzt wußte, was sie sich angethan in ihrem wilden, ungebändigten Durst nach Freiheit! —

Und es war ihm und ihr bestimmt, den bittern Leidenskelch dieser Stunde bis zur Neige zu leeren. Graf Dagobert brach auf — sie geleitete ihn zur Thüre und durch den kleinen Vorgarten, der den Blick auf eine köstliche Bergeseinsamkeit bot. Dort ein neuer Schmerz — eine trostlose Erkenntniß.

„Wie herrlich ist hier die Natur!“ rief Graf Dagobert bewundernd. — Da traf sein Blick eine Gestalt in nachlässiger, schmutziger Kleidung — er stand wie gebannt; — scheu aber zog sich jene Gestalt vor ihm zurück, wie wenn der Mann sich des Gebots erinnere, das er ihm einst als Knaben zugerufen hatte.

„Komm; Onkel!“ sprach Elka leise, und zog ihn mit

sich fort. Als sie weiter über des Berges Plateau mit ihm dahin schritt und das Haus, in dem sie wohnte, hinter den Gruppen des Waldgebiets verschwunden war, stand sie plötzlich still und übergab ihm ein Paquet, das sie bisher getragen hatte. Mit ihren trüben, verweinten Augen zu ihm emporschauend, sagte sie leise: „Onkel, es ist mein Tagebuch aus dem Stifte und noch in Frankfurt fortgeführt! Wie wenig es auch enthält, das Dich erfreuen, — wie Manches darin, das Dich schmerzen wird, — Du mußt es dennoch lesen. Da wirst Du neben aller Thorheit meiner Jugend eine kleine Stelle finden, die ich Dir wohl nicht vorenthalten darf, weil sie trotz des dunkeln Verhängnisses, dem ich damals erlag, meines Lebens hellsten Lichtstrahl enthält: die für Dich erwachende Liebe! — — — Da ich Dir zeitlebens so viel Kummer gemacht, ist's mir jetzt eine Art von Genugthuung, das Buch in Deine Hand zu legen, — Dir, dem besten der Menschen, diese kleine Freude bereiten zu können. — Nur aus diesem einen Grunde übergebe ich Dir diese Aufzeichnungen aus den verschiedenen Perioden meines Lebens. — Sie sind, wie ich glaube, das klarste Bild meines unglücklichen Selbst, — meiner Irrthümer und Verblendung; sie zeigen Dir aber auch, wie ich gelitten und gekämpft habe. — — Liest Du nun eines Abends in Haus Langenbrücks tiefer Einsamkeit, was mich von Dir losgelöst hat, nachdem sich kaum unsere Gedanken vereinigt, — — ich

hoffe, auch Du wirst an das Schicksal die gleiche Frage stellen, die ich aufgeworfen — — „warum ich Irma Battenfeld so finden mußte? — warum das Geschick ihr Geheimniß mir grade in der Zeit offenbarte! —?“ — — Bitte, Onkel, keine Entgegnung! — — Lies erst das Buch und frage Dich: „ob ich anders handeln konnte unter den eintretenden Verhältnissen.“ — — — Denke aber nicht, ich sei so ungerecht, dem Schicksal Alles aufzubürden oder gar meine eigene Thorheit, den ganzen Wahnsinn meiner Handlungsweise, dem Fluche der Aebtissin zuzuschreiben. — — Nein, Onkel Dagobert, dazu bin ich doch zu ehrlich — zu vernünftig. — — — Ich weiß auch längst und habe diese Erkenntniß unter heißen Schmerzen gewonnen: den Segen oder den Fluch unseres Lebensloses halten wir meist in unserer eigenen Hand, — er ruht in uns selbst — in unserm Herzen und Charakter; er beruht zum größten Theil in unserer richtigen oder falschen Auffassung vom Leben und dessen wechselnden Verhältnissen — — in unserer richtigen oder verkehrten Anschauung über das Glück und die Ziele, denen wir zustreben.“

Elka und Graf Dagobert hatten unter diesen Worten im langsamen Voranschreiten des Waldes Saum erreicht. Da blieb sie stehen und rief: „Hier laß uns scheiden, — lebe wohl!“ —

Beider Blicke suchten sich nur momentan und senkten sich unwillkürlich. Todesblaß starrten sie sich dann von

Neuem an, nachdem Beide erschaut, was dort am Boden als kleines, tieferschütterndes Bild vor sie hingestellt war. Da, am Rain des Waldes, blühte eine wilde Rose, zart, schön, eben frisch entfaltet; — — sie ragte auf inmitten dichter, wildverworrener Brombeerranken und war umwuchert von Disteln und hoch aufgeschossenem Unkraut aller Art.

Dies Bild, dieses eigene, trostlose und furchtbare Lebensbild, in dem Augenblick der Trennung durch die Natur vor Beide hingestellt, es raubte Elka die so mühsam bisher behauptete Ruhe und Fassung. — Während Graf Dagobert erschreckt, entsetzt und tief ergriffen bald auf Elka schaute, bald auf jenes lieblich frische Bild, dem er einst den Namen für sie entlehnt hatte, da schluchzte Elka laut und weinte so heiß, so leidenschaftlich, wie ihren müde geweinten Augen kaum noch zuzutrauen war, so weinen zu können.

Wie rasch sie sich auch wieder faßte, Graf Dagobert schöpfte doch neue Hoffnung aus diesen Thränen und bat noch einmal:

„Elka laß mich nicht fort, bestehe nicht auf dem Wunsche, eine persönliche Unterhandlung mit ihm — diesem Sepp zu vermeiden. Es gelingt mir doch vielleicht, ihn zu überreden — zu bezwingen — Deine Kette zu lösen und Dich frei zu machen! — Wir ziehen dann irgendwo zusammen hin, leben, wo uns Niemand

kennt, als Onkel und Nichte, — — ich werde suchen, Dich mit dem Schicksal zu versöhnen und — — — daß Du in andern Verhältnissen — in Frieden sterben kannst, wäre mir ein Trost. —

„Es ist Nichts anders zu machen!“ versetzte sie tonlos, — rief dann im leidenschaftlichen Schmerze: „Meinst Du denn nicht, daß diese Fessel mich nicht schon halb wahnsinnig machte und ich einst — vor Jahren nicht Alles versuchte, sie abzustreifen und meine Ketten zu lösen!? — — — Vergebens Alles! — Einst hielt Er mich aus Liebe — dann aus Haß und Rache. — — Erst nach und nach habe ich die wilden Geister dieser Bosheit und teuflischen Rache wieder gebändigt und habe ihn durch meine Ruhe, Ergebung und Geduld selbst wieder mehr zum Menschen gemacht. — — — — Was ich so mühsam aufgebaut und errungen — ich will's, ich mag's nicht noch einmal Preis gegeben sehen den kaum gebändigten Gewalten seines bösen, heißen Bluts und der in ihm ruhenden Wildheit des Löwen und Tigers. — Ich habe ihm geschworen: „Bezwinge er sich, — wolle ich mich auch bezwingen und wolle bei ihm bleiben! — Dann, dann habe ich auch eingesehen, das Sacrament der Ehe ist am Ende ein zu heiliges, um damit nach Gefallen schalten und walten zu können — und als Letztes: „ich betrachte das Halten meines einstmals in Verblendung abgelegten Eides und Gelübdes als die Buße, die gerechte

Strafe für das Dir zugefügte Leid — für das Verbrechen, das ich an uns Beiden begangen habe."

Auf solche Anschauung war Graf Dagobert nicht gefaßt gewesen — tief ergriffen, sprachlos stand er da und war — entwaffnet durch die schwache Hand. — — Dann regte sich sein Stolz und er fragte leise: „Hast Du mich lieb — entwürdigt Dich Dein Ausharren nicht doppelt?" —

„Das that meine damalige Handlung!" antwortete sie sanft und demüthig.

Ihrem neuen flehenden Blick, die Strafe nicht zu hart, ihre Buße nicht noch schwerer zu machen, begegnete er in richtigem Verständniß. Die Hand ihr reichend, sagte er ernst: „So leb' denn weiter, wie Du Dich entschlossen hast, und lebe wohl für — — — immer. Ich sehe Dich nicht wieder, Elka — Gott schütze Dich! — und erlöst er Dich einst — vielleicht sogar bald, denn Du siehst so aus, — ich will und werde Deinen Tod, erlebe ich ihn, als eine Gnade betrachten, als ein Glück, das uns geschenkt wird!" — —

Sie warf sich an sein Herz — in seinen Armen flüsterte sie: „Diese Gnade ist mein tägliches Gebet".

Dies waren die letzten Worte unter ihnen; dann noch ein letzter Blick — ein Abschiedsblick auch auf die wild von Unkraut umwucherte Rose zu ihren Füßen.

— — — — — — — — — — — —

Jenes Glück, die erbetete Gnade des Himmels — Graf Dagobert erlebte die Erfüllung. — Kaum drei Monate später und ein sanfter Tod erlöste Elka aus dem rauhen, dunkeln Leben.

— — — — — — — — — — — —

Eine wilde Rose, halb erstickt vom Unkraut, tief umschattet von dem dichten Dunkel eines Waldes, solch' eine Blume, solches Bild bestellte Graf Dagobert kurze Zeit nach Elka's Tode bei einem berühmten Maler. Als es fertig, erhielt es noch eine Unterschrift — zwei kleine — für Onkel und Nichte gleich bedeutungsvolle Worte: „Ersehntes Glück".

Das Bild hängt zur Zeit im Ahnensaal des alten Herrenhauses Langenbrück, inmitten all' der Portraits aus dem Geschlecht der Grafen Western, deren Name mit Graf Dagobert am Sylvesterabend des Jahres 1881 erloschen ist.

Der Federhut der Tante.

Motto:
Aus den Wolken muß es fallen,
Aus der Götter Schooß das Glück,
Und der mächtigste von allen
Herrschern ist der Augenblick.
Schiller.

Erstes Capitel.

Rembrandt lebte seit Jahren in Amsterdam und hatte den Zenith seines Ruhmes erreicht, als eines Morgens in sein Atelier eilfertig — ja stürmisch ein junger Bursche mit den lauten Worten eindrang: „Zum Teufel, so laßt mich den Bescheid mindestens vom Meister selbst hören!“

In dem Atelier fand eine letzte, dem Künstler äußerst wichtige Sitzung statt, und er hatte seinem Diener jedwede Störung auf das Strengste untersagt. Nun aber war solche eingetreten, noch dazu in der unangenehmsten Weise.

Das faltenreiche Antlitz jener ehrsamen Bürgerin von Amsterdam, das von Rembrandt in seiner ganzen tiefen Ruhe und frommen Gottergebenheit auf der Leinwand hingezaubert wurde, nahm bei dem plötzlichen und unvermutheten Anruf des Teufels einen solchen Ausdruck von Schreck und Entsetzen an, daß des Künstlers Auge nun ein völlig verändertes Bild erschaute. Eben im Begriff, jene stille Demuth in den Zügen der Matrone wiederzugeben, war nun hin das schönste Modell dieses Ausdrucks.

Unmuthig warf er Pinsel und Palette bei Seite und blickte zornig auf den Eindringling.

Dieser Zorn wich aber ebenso schnell aus seinen Augen und Zügen, wie der Frieden und die Ruhe aus dem Antlitz der Matrone, und nicht nur überrascht, nein, mit dem größten Wohlgefallen ruhte sein Blick auf dem neuen Bilde, das — wie aus Wolken vor ihn hingefallen — in frischer, ungebrochener Jugendkraft so leuchtend vor ihm stand.

Inmitten des Ateliers, das durch seine künstlich und seltsam angebrachten Lichtreflexe so eigenthümlich wie möglich war und bestes Zeugniß von dem originellen Geiste Rembrandts ablegte, — da stand im schärfsten Strahl des von Oben eindringenden Lichtstroms, — halb im tiefen Schatten-Fall der aufgestellten Wände, — in jenem wirksamen Helldunkel, das der Künstler so liebte, — der junge Bursch. Und welchen Anblick bot seine Erscheinung! — In weichen, fast kindlichen Zügen zitterte noch die heftige Aufregung des vergangenen Augenblicks; dunkle Augen sprühten Flammen, Trotz lag auf der ein wenig aufgeworfenen Oberlippe, durch den feinen Spalt des leicht geöffneten Mundes blitzten in schimmernder Reihe kleine, fest aufeinander gepreßte Zähne und kühn, stolz zurückgebogen war der charaktervolle Kopf, gewissermaßen kampfbereit die ganze Stellung. Es war ein Bild, das einen Maler wie Rembrandt entzücken mußte und es frappirte ihn auch, wie selten Etwas.

Dem Künstler schien's aber an dem Morgen beschieden zu sein, einen Ausdruck, der ihn begeisterte, mit Zauberschlag zu verlieren, denn kaum daß sein Auge das Bild erfaßt, veränderte der junge Bursche die Stellung, trat aus dem günstigen Fall des Lichts tief in den Schatten, beugte ein Knie und sprach demüthig:

„Verzeiht die Störung, edler Herr! — ich mußte Euch aber sprechen."

Ohne diese Entschuldigung würde Rembrandt das Wagniß verziehen haben. Er liebte viel zu sehr des vollen Lebens Kraft, um diese nicht freudig immer zu begrüßen. Das ganze jugendfrische Bild hatte ihm wohlgethan — entzückt! — nun war auch das hin und verdrießlich rief er:

„Ich gab Befehl, Niemand einzulassen! Rembrandt van Ryn ist aber keine Wetterfahne! — Geht — und habt Ihr ein Anliegen, so wendet Euch an den dort draußen. Hubertus heißt er."

„Mit Dem, Herr, ist Nichts anzufangen! Ihr saht, wie ich verfahren mußte, um hier zu sein. Einmal da, werde ich bleiben und warten, bis Ihr fertig seid. Ich habe Zeit und Ihr, laßt Euch nicht stören!"

Die Matrone faltete vor Schreck die Hände, daß Jemand so mit dem berühmten Meister zu reden wagte, Rembrandt aber söhnte die kecke Ungebundenheit mit Allem aus, denn welche Frische, welches Leben lag in der Art des Burschen, als er sein Sammetbarett von den blonden

Locken riß, mit einem Tuch das erhitzte Antlitz fächelte und so unbefangen Platz nahm, als sei er in zuvorkommendster Weise zum Bleiben aufgefordert. Mit einem Lächeln rief er:

„Ihr seid ein wenig kühn, mein junger Herr.“

Der Jüngling fing dies Lächeln auf und antwortete heiter:

„Mit der Kühnheit kommt man besser durch's Leben, und — ich muß hindurch!“

Rembrandt wandte sich jetzt von dieser kecken Jugend ab, — hin zum bangenden Alter, das furchtsam der neuen Unterredung gelauscht hatte. Als die Matrone jedoch die Stirn des Malers entwölkt sah, kehrte auch der Ausdruck des Friedens in ihre gefurchten Züge zurück und der Künstler hatte sein Vorbild wieder! — Er malte und malte, verstärkte hier einen Schatten, hob dort das Licht und legte die letzte Hand an ein Bild, das ein Blatt wurde in dem unverwelklichen Lorbeerkranze seines Ruhmes. Auf die Leinwand trat mehr und mehr eine jener lebenswahren Gestalten, — einer jener charakteristischen Köpfe, wie Rembrandts Meisterhand sie nur erschaffen, — ein Bild, auf das wir jetzt, Jahrhunderte nach seiner Vollendung, noch mit Bewunderung schauen.

So that auch der junge Bursch! — Leise, unvermerkt war er an die Staffelei getreten und Rembrandt, der ihn längst vergessen, wie Alles um sich her, und ein=

zig mit seiner genialen Schöpfung beschäftigt war, wurde plötzlich an ihn erinnert, als eine dienstfertige Hand ihm jene Mischung tiefen Brauns reichte, die er im nächsten Moment zu dem Mantel bedurfte, der in schwerem Faltenwurf sich um die Schultern der Matrone drapirte. Nicht ohne Ueberraschung sah er auf den Jüngling, der mit Kennerblick dem vorschreitenden Werke gefolgt sein mußte und fragte rasch: „Bei welchem Meister arbeitet Ihr?“

„Ich? — gearbeitet? o bei Keinem!“

„Das ist nicht wahr, Ihr waret bei Jemand, der kein Stümper.“

Der Jüngling lachte laut und herzlich und rief: „Da könntet Ihr Recht haben! Ich war sehr oft bei einem Meister, Eurer würdig — jedoch — ich malte nie; ich sah ihm zu und lernte Manches, wie hie und da der Vogel seine Nahrung findet.“

„Den Namen dieses Meisters? Wer war's? — ich will das wissen.“

Der Jüngling verließ bei dem forschenden Blicke Rembrandt's seinen Platz, trat wieder in den Schatten und sprach ruhig: „Den Namen, Herr — den kann ich Euch nicht nennen.“

„So geht! — scheert Euch zum Teufel, wenn Ihr nicht reden wollt, nach was ich frage.“

„Seid nicht so hitzig, Herr! — malt lieber — malt, denn alle Farben trocknen.“

Mit des Künstlers Schaffen war's aber vorüber, wie mit seiner Laune, und hastig sprang er auf.

Besitzt das starke Geschlecht schon im Allgemeinen nicht viel von der Natur der Tauben, so hielt Rembrandt's Feuergeist sich noch besonders fern von aller Sanftmuth. Er, der mit dem kühnen Flug des Adlers rasch die Bahn des Ruhms durcheilt hatte, erhob sich auch im alltäglichen Leben mit gewaltigem Flügelschlage über jedes ihm entgegentretende Hinderniß. Wie er sich den freien Genius der Kunst unterthänig zu machen verstanden — ihn gefesselt hielt, fort und fort mit starker Hand, so liebte er's auch, die Menschen sich seinem Willen und Gebote fügen zu sehen und Widerstand namentlich da nicht zu finden, wo er die Macht zu besitzen glaubte, ihn besiegen zu können. Natürlich denn, daß des jungen Burschen Weigerung ihn verletzte, — ihn um so mehr ärgerte, als dieser Widerstand, so ruhig, sorglos und kühn angewendet wurde. In seiner gewohnten Heftigkeit wild aufbrausend, rief er daher:

Entweder Ihr antwortet oder — hinaus mit Euch — sofort!"

Der Jüngling blieb ruhig stehen und sprach entschlossen:

„Ich gehe nicht! — ich sagt's Euch schon — ich muß Euch sprechen. Seit acht Tagen fast warte ich darauf."

Die Matrone zog sich jetzt statt des jungen Burschen zurück, und zwar so eilig wie möglich. Sie war zu alt,

um Gefallen an Scenen dieser Art zu finden, sie kannte auch Rembrandt's Hitze und Zorn zu wohl, um ihn nicht zu fürchten. Dieser Zorn würde auch jetzt Wetterwolken gleich über den Burschen hereingebrochen sein, wenn er nicht gar so muthig dagestanden hätte und aus den schwarzen Augen so furchtlos auf den Meister geblickt.

Statt heftigen Ausfalls polterten denn nur die mit gewisser Gutmüthigkeit gesprochenen Worte über seine Lippen: „Ein saubrer Patron, der mir da hereingebrochen ist in den heiligen Tempel der Kunst. — Sitten, als sei die Landstraße Eure Wiege und Wohnsitz gewesen! Was wollt Ihr noch, nachdem ich Euch doch die Thüre gewiesen?"

„Euch sprechen — aber erst wenn Ihr wieder ruhig seid".

„Ihr seid recht dazu angethan, mir Geduld zu geben! He?"

„O — die bringt Euch Keiner bei, edler Herr, — die Rembrandt's van Ryn ist nicht nur stadtbekannt — ach nein, der Ruf von Eurer Sanftmuth drang schon in die weite Welt".

„So, und trotzdem kamt Ihr?"

„Ich fürchte mich nicht — ja, soll ich's offen sagen, ich liebe es am Mann, wenn er kein Schaf ist. Vor Allem aber steht Euch der Zorn! — Ihr habt ein Antlitz just geformt zum Poltern".

Rembrandt mußte lachen. — Wie hätte er ernst

bleiben können beim Aufblitzen des Muthwillens in diesen schwarzen Augen, die auch zur Lust geschaffen schienen, und freundlich sprach er: „Nun, da Ihr denn doch wohl nicht gekommen seid, um Eure trotz'ge Fratze abconterfeien zu lassen — so sagt — was wollt Ihr?"

„Bei Euch bleiben! Ich will Euch Farben reiben, die Paletten reinigen, will Alles thun, was Jean Horkbrooken that, der Euch, wie ich höre, davongelaufen ist".

„Wißt Ihr warum?"

„Weil Ihr ihn schlugt".

„Und weshalb that ich's?"

„Er pfuschte an Euren Bildern. Ich würde das nie thun, nie an einem Werke des unsterblichen Rembrandt mich vergreifen".

„Beim heiligen Petrus, Ihr könnt ja auch verbindlich sein. Habt Ihr noch mehr des Guten an Euch?"

„Nicht viel — nur Etwas noch: ein treues Herz und — dieses trieb mich zu Euch!"

Rembrandt fuhr mit der Hand über Stirn und Augen und rief, fest auf den Burschen schauend: „Diese Stimme! — Dies Gesicht! — Wo hörte ich den Ton?" — Wann sah ich jenes Antlitz? Wer seid Ihr?"

„Jean Vladigeau! — Ihr braucht, wenn Ihr mich nehmt, Euch an keinen neuen Namen zu gewöhnen; doch außer diesem Namen „Jean" wird Euch Alles fremd an mir sein".

Rembrandt sah, wie trotz des ruhigen Tons, Schatten der Unruhe durch Auge und Züge des Jünglings glitten, wie ein tief verrätherisches Roth Stirn und Wangen bedeckte und der bisher so furchtlos erhobene Blick sich senkte. Alle diese Veränderungen scharf in's Auge fassend, den Jüngling immer forschender betrachtend, rief er:

„Ihr seid nicht, was Ihr darstellt — habt Euch verkleidet! — Die Form des Kopfs, des Nackens zarte Biegung, Gestalt und Haltung, alles verräth mir jetzt das Weib! — Auge, Züge werden mir bekannter — noch einmal sei's gesagt: Ich kenne Euch".

„Und dennoch irrt Ihr!" sprach der Jüngling ernst und setzte fest hinzu: „Erst ganz vor Kurzem verließ ich die Bretagne — hier ist mein Paß".

„Oho!" rief Rembrandt lachend, „Ihr weicht zurück, stellt Euch in jenes Raumes tiefen Schatten, — das aber hilft jetzt nichts — das Bild wird klar in meinem Geiste, Ihr seid — Du bist —"

Geräusch an der Thüre unterbrach ihn. Der Diener trat ein und meldete: „Der ehrenwerthe Herr Notar Theobaldus van der Flaaten wünscht den hochedeln Herrn und Meister Rembrandt van Ryn zu sprechen!"

Der Künstler warf einen ernsten, gedankenvollen Blick, in den sich unverkennbar Mitleid mischte, auf den erbleichenden Jüngling und sprach dann ruhig zum Diener:

„Ich werde den Herrn Notar im Empfangszimmer sprechen. Geleite ihn dort hin, Hubertus“.

Der Diener ging; der Jüngling trat dicht an Rembrandt heran und fragte heftig: „Besucht Euch Flaaten öfter?“

„Nicht daß ich wüßte“.

„So ist er vielleicht meinetwegen hier und — die alte Noelsen hat mich erkannt wie Ihr? —“

Rembrandt schwieg. Der Jüngling fuhr nach kurzer Pause fort: „Kommt er deshalb und gebt Ihr zu: daß ich hier bin — verrathet Ihr nur ein Wort — und falle ich — ob in seine — ob in meines Vaters Hand — gleichviel — dies meine Rettung!“

Ein Dolch blitzte in der nächsten Secunde vor Rembrandts Augen und die kalte Entschlossenheit des so todtbleichen Gesichts ließ nicht im Entferntesten annehmen, daß im Fall der Noth jenes Wort nicht bittere Wahrheit werden könne. Erschrocken rief er: „Tollköpfig Ding, daß Du noch immer nichts von Ruhe lerntest! Einst nannte ich Dich nur ‚eine wilde Rose‘ — heute aber möchte ich sagen ‚wilde Katze‘. — Ja, Du wilde Katze, wie kannst Du glauben, ich, Rembrandt van Ryn, Dein alter Freund, könne Dich verrathen!“

„Ihr hieltet es einst schon einmal mit meinen Feinden!“ rief sie grollend.

„Einst — das ist lange her! — So lange jedoch

noch nicht, wie daß Du weißt, wie lieb Du stets mir warst. Was konnte ich damals thun? — Nichts gegen Rechte und Gewalten eines Vaters. Doch — kamst Du damals so wie heute — ja wahrlich, Du hättest nicht nöthig gehabt, auf und davon zu laufen, ich hätte Dich geschützt. Längst habe ich gewünscht, Du kehrtest heim, d'rum tausend mal willkommen, Kind!"

Unter aufsteigenden Thränen warf sich der hübsche Bursche in Rembrandt's Arme und dieser setzte weich hinzu:

„Du rühmtest Dir vorhin ein treues Herz nach, Sybille, dies Herz ist auch stark, wie ich sah und das nahm mich immer mehr für Dich ein."

„O hätte ich das gewußt, wie leichten Sinnes wäre ich dann gekommen, Vater Rembrandt."

„Nur nicht zu leicht, Du wilder Vagabonde! Der Schelte ob des Streiches, den Du gemacht hast, entgehst Du nicht! Der, Kind, — bleibt unentschuldbar."

„Wie? — darum wollt Ihr mich tadeln, daß ich dem Vaterhause entlief? — Thatet Ihr nicht einst dasselbe?"

„Mich trieb das Ringen nach der Kunst! — ein hoher Preis."

„Mich: — das Erhalten meiner Liebe! — der Preis ist auch nicht geringe."

Rembrandt sah lächelnd in das blühende Antlitz und

rief heiter: „Ich hört' es wohl: ‚das Glück', das sei die Praxis, die Du übtest."

„Mindestens wollte ich Flaaten beweisen, daß das Studium der Rechte des Herzens ein ebenso gutes ist, wie das — der Gesetze!" antwortete sie lachend.

„Und was werde ich jetzt dem Herrn Notar zu beweisen haben?"

Sie sah ihn an, reichte ihm feuchten Auges die Hand und sprach weich: „Daß Du mein Freund in Wahrheit bist, — mein einziger Freund, auf den ich jetzt — in böser, ernster, vielleicht gar sehr schlimmer Zeit, in einer Zeit des Kampfes — mich fest verlassen kann."

II.

Hat Jemand in Gottes weiter Welt das Unglück, nie Etwas recht zu machen — hat Jemand auf dem großen Erdenrund das harte Geschick, immer angefeindet zu werden, so ist das vor Allem: „eine alte Jungfer". Mag diese sein, wie sie will, — nie so, wie sie nach Ansicht der Menschen sein sollte! — — — — Wie verschieden auch die Exemplare jener Sorte, das Urtheil über Alle ist nach einer Schablone geschnitten und lautet dahin: „Liebhaberin von Möpsen und Katzen, der Fluch jedes Dienstboten". — Die Hauptmelodie des uralten, aber auch ewig neuen Liedes enthält die Noten: „zu Nichts nütze — überflüssig überall" und variirt zwischen Betschwester und böser Sieben — — vereinigt auch Beides in einer Person.

Jungfrau Ursula Alkmaar, sechzig und einige Jahre, in Amsterdam nur „die alte Ursula" genannt, zählte zu dieser angefeindeten Kategorie der Gottesgeschöpfe. Sie hatte zwar niemals einen Mops oder eine Katze gehalten, nie eine Magd gepeinigt und war weder eine Betschwester,

noch eine böse Sieben — — — sie hatte aber weit, weit Schlimmeres gethan — etwas ganz Unverzeihliches, — sie war unermessen reich und lebte volle vier und neunzig Jahre! — — — —

Ob Ursula Alkmaar auch die Familien ihrer Geschwister, ihre Neffen und Nichten, überhaupt all' ihre Verwandten, noch so großmüthig beschenkt und unterstützt hatte, das galt in deren Augen als ein Nichts. Sie sollte einzig sterben und nicht durch lange vierzig Jahre blos „krank zum Sterben" aussehen!

Manche dieser Verwandten, die in zarter Rücksicht auf das bleiche, kränkliche Aussehen und den Husten der alten Ursula, den man so gern einen „tödtlichen" nannte, sich schon Trauerkleider angeschafft hatten, waren längst Staub und Asche und die „zu Nichts nütze" alte Jungfer hustete munter weiter und lebte fort und fort! — — —

Von Jungfer Ursula's Vergangenheit und Jugendzeit wußte Niemand eigentlich Sicheres und Genaues. Sie beruhte bei Ihr bereits nur noch auf Traditionen, diese sind, wie alles Irdische, den Zufälligkeiten unterworfen. Die lebende Generation kannte Ihre Geschicke nur durch Erzählungen der Großmutter und Mutter. Ursula's sämmtliche Jugendgenossen waren todt und das Hauptsächlichste über sie wußte ihre Freundin und Gesellschafterin, die um zwanzig Jahre jüngere Frau Brigitte Noelsen, zu sagen. Ob deren Nachrichten nun zuverlässig,

untersuchte man nicht lange, sondern glaubte das Meiste, weil es angenehm zu glauben war für alle Die, die ein Interesse bei der Sache leitete.

Diese Gerüchte bestanden in nichts Geringerem, als daß die alte Ursula Alkmaar „in Besitz einer Art von Schatzkammer sei, in der Gold und Juwelen, Schmuck und Perlen angehäuft lägen, und zugleich so viel Stoffe von Seide und Brokat, Linnen und Damast, daß dergleichen einer Fürstin Ehre machen konnte, Ihr eigen zu nennen!“ —

Ueber Ihr Vermögen an baarem Gelde herrschten ähnliche großartige Annahmen und in der Beziehung stand das Urtheil über Sie nur „mit Tonnen Goldes“ in Verbindung.

All' dies Geld — den gesammten Inhalt ihrer so oft und vielbesprochenen Schatzkammer, in die indessen nie Jemand gedrungen war, Alles dies hatte die alte Ursula, als sie noch nicht gar so alt gewesen, von Jonathan van Glydeen, einem flandrischen Handelsherrn, geerbt, der sie einst geliebt hatte, durch Gebot seiner Aeltern aber von ihr getrennt worden war.

Daß die „alte Ursula“ einmal jung und schön gewesen, — eine Liebe zu ihr also sehr natürlich — das fand man unglaublich, unmöglich! Alle, die jetzt noch lebten, hatten sie nur alt gekannt — selbst ihr einziger, noch lebender jüngerer Bruder meinte auf Nachfragen: „Sie sei immer alt gewesen.“

Alles das waren nun aber Nebensachen — Hauptsache blieb in den Augen ihrer Verwandten und Erben, daß sie reich — ganz ungewöhnlich reich war. Wie bereits erwähnt ist, lebte sie ungebührlich lange, für diesen Reichthum unverzeihlich lange, und wurde dafür nicht wenig getadelt. — Ein „so zähes Leben" konnte wiederum nur eine alte Jungfer haben. — Als sie dann aber endlich starb, da brachte ihr Tod, der die Erben nun beinahe mit ihr ausgesöhnt hätte — diese in noch größeren Alarm, als je bei ihren Lebzeiten der Fall gewesen, wenn sie immer und wieder von allen „tödtlichen" Krankheiten glücklich genesen war.

Für die arme alte Jungfer Ursula Alkmaar trat also nicht einmal nach ihrem Tode ein günstiger Wendepunkt im Urtheil ein, wo doch gewöhnlich die ewig richtende Menschheit ihr Schwert niederzulegen pflegt und im Hinblick auf die lichte Pforte der Ewigkeit mindestens von einem Strahl milden Erbarmens umleuchtet wird.

Jungfer Ursula Alkmaar hatte nämlich ein Testament gemacht, das nach Meinung ihrer Verwandten geradezu „alle Privilegien" überschritten, die man doch einer alten Jungfer in Bezug zu Absonderlichkeiten einräumt. Ihr bei Gericht deponirter Wille lautete:

„Wenn alle meine weiblichen Verwandten an einem Tage in meinem Hause zur Testamentseröffnung zusammenberufen sind, sich sämmtlich in dem großen blauen

Saale dieses Hauses versammelt haben, — dann soll der Notar, Herr Theobaldus van der Flaaten, den Eckschrank öffnen und den darin enthaltenen versiegelten Kasten herausnehmen, in dem die Documente über meinen Nachlaß liegen. Diese Bestimmungen soll derselbe Herr laut verlesen und meine Verwandten sich ihnen ohne Murren fügen.

Für die Aufrechthaltung dieses meines Gebots hat — so lange der Herr sie am Leben läßt — Sorge zu tragen Frau Brigitta Noelsen — nach ihrem etwaigen Tode wacht über diesem meinem Willen das Gesetz!"

Diese Sache: „Alle weiblichen Verwandten im Hause der alten Ursula zu vereinen", wäre sehr leicht zu erledigen gewesen, wenn nicht durch unglücklichste Verkettung von Umständen eine Hauptperson, eine ihrer Nichten, gerade an dem Morgen, wo am Abend Fräulein Ursula endlich in's bessere Jenseits hinüberging — dem Vaterhause entlaufen und spurlos verschwunden wäre! — — —

Alle andern weiblichen Verwandten waren anwesend und hätte nicht dieser ganz hochachtbare und tugendsame Kreis die Entlaufene längst verdammt, wäre es sicher nach dieser folgenschweren That der Fall gewesen! — Ein Mädchen entfliehen — eine siebzehnjährige Jungfrau das Vaterhaus verlassen — noch an ihrem zur Hochzeit bestimmten Tage es verlassen! Das war unerhört! — — — In gerechter Empörung verdammten denn nun

auch alle dies entartete Kind, dieses gewissenlose Geschöpf, das durch sein Entschwinden die längst ersehnte Testamentseröffnung vereitelte.

Wohl suchte und forschte man nach der flüchtigen Sybille Alkmaar; doch — man fand sie nicht. — —

Sybille Alkmaar war die Jüngste und Schönste unter ihren Cousinen und Nichten; — ja sie hieß das schönste Mädchen von Amsterdam. Ihr Vater, der Bruder der alten Ursula, hatte als ehrbarer, längst verwittweter Großpapa, nahe den sechziger Jahren den Streich gemacht, sich noch einmal, und zwar mit einer sehr jungen Französin zu verheirathen. Sybillens Geburt hatte der vergötterten Frau des alten Herrn das Leben gekostet und Zacharias Alkmaar konnte lange Jahre das unschuldige Kind nicht sehen, das Ursache des Todes seiner geliebten Gattin war.

Sybille, die aus dem Vaterhause verbannte Sybille, wurde von ihrer jüngsten Stiefschwester, der Frau Babette van der Flaaten, aufgenommen und mit deren vier Töchtern erzogen. So lange sie Kind war, ging die Sache leidlich; doch erblühend zu einer seltnen Schönheit, überstrahlte sie die häßlichen Nichten zu sehr und diese drangen endlich in die Mutter, die gefährliche Tante aus dem Hause zu entfernen. Die abermals Verstoßene kam nun zu ihrem Vater. Der kränkliche, ewig verstimmte Greis nahm mit Widerwillen das junge blühende Leben in seinen stillen Räumen auf

und die nicht geliebte Tochter wurde ihm geradezu unerträglich, als sie mit heiterm Uebermuth das öde Haus tanzend und singend durcheilte und kein Scheltwort, keine noch so lange Strafpredigt die glückliche Heiterkeit ihres Temperaments zu unterdrücken vermochte.

Da plötzlich fand sich ein Ausweg! — Der Schwager Frau Babettens, der Notar Herr Theobaldus van der Flaaten, vermißte die liebliche Sybille nicht allein — nein — er liebte sie auch und warb um sie bei dem Vater, der den Wildfang um jeden Preis los zu sein wünschte. Daß der Herr Notar fünf und fünfzig Jahre zählte, verwachsen und lahm war, kam nicht in Betracht, denn erstens besaß er ein beträchtliches Vermögen, das gute Praxis ihm eintragen hatte, und dann stand er im Ruhme eines halben Heiligen, weil er tagtäglich zur Kirche hinkte und Betstunden im Hause hielt.

Das dritte Wort dieses halben Heiligen und ganzen Scheinheiligen war: „Ich habe eine gute Praxis," oder — „meine Praxis ist eine gute!"

Der Mann würde, wie der alte Zacharias Alkmaar hoffte, auch bei Behandlung Sybillens eine gute Praxis anwenden und — den Wildfang zähmen. Wie erschrak der Vater daher, als sein Kind erklärte: auch eine gute Praxis, eine noch bessere wie der Herr Notar zu haben, — die: glücklich sein zu wollen, — aus welchem Grunde sie sich denn schon vor Jahresfrist mit Matthias Uilenburg,

einem Neffen Rembrandt's, versprochen habe und diesen heirathen würde.

Alles schrie Zeter, denn Herr Matthias Uilenburg war nur der Gehilfe des ehrenwerthen Notars van der Flaaten. Einstmals Maler, hatte der junge Mann zu Rembrandt's Entsetzen plötzlich die Kunst an den Nagel gehängt und ein Brodstudium erwählt; er war darob entzweit mit seinem Onkel, der Talent in ihm entdeckt, und hatte dann bei Herrn Flaaten eine Anstellung in dessen Bureau angenommen. Wie sich ergab, hatte Matthias Uilenburg um die Zeit seine Carrière gewechselt, als die Liebe zu der reizenden Sybille in sein Herz gezogen war. Er hatte sie bei ihrem alten Freunde Rembrandt kennen gelernt, dessen Liebling das wilde Kind war und der dem Anschein nach nicht einen Tag ohne sie leben konnte. Dort war auch Matthias ihr junger Freund geworden, ein Freund, aus dem sich nach und nach ein glühender Liebhaber entwickelt.

Zur Zeit, wo sein Onkel ihn nach Italien senden wollte, fühlte Matthias, wie eine lange Trennung von der lieblichen Sybille ihm unmöglich sein würde, und als sie sich noch dazu schluchzend in seine Arme warf und flehend bat: „Bleibe, verlaß mich nicht!“ stand sein Entschluß fest. — Er blieb denn in Amsterdam. Sybillens mehr und mehr erwachende Liebe tröstete ihn selbst über Rembrandt's Zorn und die Verbannung aus dem Hause seines Onkels.

So böse Rembrandt über Matthias' Handlungsweise, so zufrieden war Herr van der Flaaten damit. Matthias war der Sohn eines Notars, hatte eine tüchtige Schulbildung genossen und sogar zwei Jahre die Jurisprudenz studirt. Der Tod seines Vaters brachte den ersten Umschlag in sein Leben, denn Rembrandt nahm den talentvollen Studiosus in sein Haus und er wurde auch bald sein bester Schüler.

Als der Künstler nach Sybillens offener Erklärung nun das Räthsel löste, warum sein Neffe nicht nach Italien gegangen, warum er die Malerkunst so schnöde verlassen, — richtete sich sein Zorn auch auf das junge Mädchen. Man wußte in Amsterdam nur zu wohl, daß der alte Alkmaar zu stolz gewesen wäre, eine seiner Töchter einem jungen unbekannten Maler zu geben. Bis aber Matthias berühmt geworden, würde — wie Rembrandt annahm — Sybille wohl nicht auf den Geliebten haben warten wollen, und obschon diese ihm zu wiederholten Malen versicherte, daß von dem Allen Nichts zwischen ihr und seinem Neffen besprochen sei, glaubte er ihr doch nicht. Er verbannte sogar auch sie im Zorn aus seinem Hause, als ihre Familie ihn noch dazu beschuldete: um das Einverständniß der jungen Leute gewußt zu haben.

Sybille ertrug mit ziemlicher Ruhe alle gegen sie gerichteten Zornesausbrüche — ihr zur Schau getragener Gleichmuth wich nur, als man trotz ihrer Erklärung:

„verlobt zu sein" ihre Verlobung mit dem alten Notar feierte und dieser Herr sie im zärtlichsten Tone „meine liebe, süße Braut" nannte.

Weiter aber ging Herr Theobaldus van der Flaaten doch in Zärtlichkeitsbeweisen nicht. Die blitzenden Augen seiner „lieben, süßen Braut" hielten ihn im Zaume und diese vielsagenden Blicke bewogen ihn sogar, von der Benennung abzustehen, nachdem sie vor ihn hingetreten war und mit bebenden Lippen die Worte ausgerufen hatte:

„Nicht noch einmal diesen Namen — sonst" — —

Als Rembrandt diese Geschichte hörte, lachte er zum ersten Mal laut und herzlich über Sybille und er war's auch, der erwiderte: „Die wird nie und nimmer sein Weib!" als man ihm erzählte, der Herr Notar hoffe, Sybille würde ein besseres Weib werden, als man denke, und er flehe täglich den lieben Gott an, sie zu ihren Pflichten zu leiten.

Diese Gebete waren entweder nicht im rechten Geiste gesprochen oder es lag in Gottes Willen, den armen Mann zu prüfen. Sybille Alkmaar verschwand an dem Tage, wo der Notar hoffte, ihr Gemahl zu werden. Sie hatte sich an ihre alte Amme gewandt, die einst mit ihrer Mutter aus Frankreich nach Holland gekommen war, und diese hatte ihr Mittel und Wege eröffnet, in ihr Heimathland zu Verwandten zu gelangen. Weit über zwei Jahre blieb Sybille abwesend, ohne ein Lebenszeichen zu geben.

da die nach ihr forschenden Verwandten am meisten ihre alte Amme beobachteten. Selbst Matthias Uilenburg erhielt außer den Worten am Tage der Flucht: „Ich bleibe Dir treu an sicherm Orte, wo Niemand mich suchen und finden wird“ — keine weitere Kunde.

Sybille fürchtete zu viel, um Etwas zu wagen und brach daher lieber jede Verbindung mit der Heimath auf längere Zeit ab. Als sie aber endlich wieder anknüpfte und forschte, erfuhr sie den Tod ihrer alten Tante und wie alle Erben ihre Rückkehr ersehnten. Das ließ den Plan in ihr reifen: „den Eigennutz aller Verwandten zu ihren Zwecken zu benutzen und für ihre Freiheit auszubeuten“.

Die Familie Vladigean, bei der sie in der Bretagne lebte, unterstützte ihre Absichten und glücklich kam Sybille Alkmaar als Herr Jean Vladigean in Amsterdam an. Ihren ersten Plan: im Hause ihrer Amme so lange verborgen zu leben, bis die nöthigen Schritte eingeleitet waren, die ihre Freiheit sichern sollten, — diese Idee vereitelte der plötzlich eingetretene Tod der alten Frau.

Nun blieb ihr nur das Rembrandt'sche Haus als Asyl. Die Gesinnung des Künstlers bot ihr Bürgschaft, selbst im Falle er sie unter der Verkleidung erkennen sollte, und wir wissen, Sybille hatte sich in ihrer Annahme nicht getäuscht. — — Jubelnd hoffte sie jetzt das Beste, denn, mit Rembrandt vereint handelnd, konnte sie nur siegen.

III.

In dem amtlichen Blatte Amsterdam's war am dritten Jahrestage von Jungfrau Ursula Alkmaar's Tode zu lesen:

„Auf alle in öffentlichen Blättern an mich gerichteten Aufforderungen und Bitten: zur Testamentseröffnung der verstorbenen Jungfrau Ursula Alkmaar in Amsterdam zu erscheinen, bin ich Willens, zu kommen, wenn man mir ebenfalls öffentlich und zwar in diesem Blatte, eine gerichtlich beglaubigte Zusicherung giebt: Meine Freiheit in keiner Weise beschränken zu wollen.

Sybille Alkmaar."

Die Verwandten Sybillens liefen nach dieser Anzeige Sturm auf das Haus des Friede und Ruhe so sehr liebenden Zacharias Alkmaar und das des ehrenwerthen Herrn Notar Theobaldus van der Flaaten. Man fand den Einen so eigensinnig wie den Andern, fand alle Beide hartköpfig und ganz unempfindlich gegen Bitten, Vor=

würfe und Thränen, und Keinen bereit, Sybillens Wunsch zu erfüllen und ihr Recht an sie aufzugeben.

Die beiden Herren erhofften nämlich jetzt des Mädchens Aufenthaltsort zu entdecken und dann wollte man ihr die Bedingungen in anderer Weise stellen. Sie irrten — Sybille blieb unauffindbar! — — —

Herr Theobaldus wandte sich an seinen Untergebenen. — Matthias Uilenburg war das nämlich noch immer! Er war einst von dem Herrn Notar aus dem Grunde nicht entlassen, weil er ihn so besser überwachen konnte — anderntheils, weil der junge Mann sein bester Arbeiter.

Zwei Jahre zuvor hatte Matthias ein selbstständiges Auftreten versucht, jedoch war er durch Machinationen Flaatens und durch Intriguen der weit verbreiteten Familie Alkmaar zu keiner Praxis gelangt. Da ließ Flaaten ihm ein doppelt hohes Gehalt gegen früher bieten, ließ ihm die Stelle eines ersten Secretairs antragen und — Matthias biß abermals in den jetzt doppelt sauern Apfel, um nur Rembrandt's Hülfe verschmähen zu können, der ihm lachend seine Protection angeboten hatte, ohne die er doch nicht fertig werden könne, wie er ihm sagte.

Matthias Uilenburg, der bisher keine der vielen Fragen des alten, verliebten Notars nach Sybille hatte beantworten können, vermochte ihm auch jetzt keine Aus-

kunft zu geben. Er wußte nichts Näheres von ihr, als was Jeder in der Zeitung gelesen hatte, denn gerade ihm Nachrichten zu geben, war von Rembrandt und Sybille am gefährlichsten gehalten und deshalb vermieden worden. — Entdeckte nun aber Flaaten auch nichts bei seinem jungen Secretair, so spionirte er doch endlich die Ankunft eines gewissen Jean Vladigean aus, der im Hause Rembrandts verschwunden war. Er brachte damit die Erzählung seiner Freundin, Frau Brigitte Noelsen in Verbindung, die an dem Tage, wo er sie aus dem Atelier Rembrandts abzuholen versprochen, dasselbe wegen eines jungen, frechen Burschen bereits früher verlassen hatte. —

Flaatens Freundschaft für die alte Dame und seine plötzliche große Aufmerksamkeit und Rücksicht datirten von der Zeit, als er sie eingeweiht in die Testamentsbestimmungen der Jungfrau Ursula Alkmaar hielt und von ihr „die Haupt- und Universalerbin" des gesammten reichen Nachlasses zu erfahren gedachte. Er hatte beschlossen, dann diese Erbin zu seiner Gattin zu machen und der treulosen und übermüthigen Sybille den Laufpaß zu geben.

Frau Brigitte Noelsen wußte nun aber entweder Nichts von diesen Testamentsbestimmungen oder — sie war sehr verschwiegen. Der Herr Notar erfuhr trotz aller verschwendeten Aufmerksamkeit und Freundschaft nicht das Geringste und er hielt in Folge dessen um so fester

an Sybille, weil diese als leibliche Nichte der Verstorbenen doch eine ihrer nächsten Verwandten war.

Wußte Frau Brigitte Noelsen nun auch gar nichts über jene sogenannte „Haupterbin“ zu sagen, mit der sich Notar Flaaten eine Zeitlang vorzugsweise beschäftigte, — so stand doch wiederum in ihrer Erinnerung sehr klar die — Scene aus letztvergangener Zeit, wo ein junger, naseweiser Bursche das Atelier des Meisters Rembrandt förmlich ererstürmt hatte. Sie wiederholte daher dem nach Jean Vladigean insgeheim forschenden Notar Flaaten die ganze Geschichte, und als er die Worte nur hinwarf: „Er vermuthe unter dieser Knabenmaske Sybille — seine Braut Sybille Alkmaar“, da rief Sie lebhaft: „Ja, Sie ist's, Sybille war's, trotz jener entstellenden blonden Perrücke, und endlich weiß ich nun, wo ich die flammenden Augen — das ganze trotzige Gesicht des frechen, jungen Burschen schon früher gesehen habe!“ — — — —

Der lahme Notar flog nach dieser Bestätigung wie ein Ball von Haus zu Haus der Sippe Alkmaar; und namentlich Zacharias Alkmaar, der fried- und ruheliebende Greis hatte keinen ungestörten Augenblick mehr. Alle Verwandten forderten von ihm seine Tochter.

Sybille aber erschien trotzdem nicht — nur Rembrandt, dessen Haus und Atelier ebenfalls in Belagerungszustand versetzt wurde, rieth einfach und dringend: „Les't des Mädchens Bedingung — erfüllt diese und sie wird da sein!“

Der Wunsch nach Ruhe machte endlich Zacharias Alkmaar mürbe und zugänglicher dem an ihn gestellten Verlangen. Durch „goldene Verheißungen“ der Erben aber beschwichtigte man die Ansprüche und Herzensregungen des ebenso verliebten, wie racheburstigen Notars. Er war klug genug, sich diese glänzenden Versprechungen auf gesetzlichen Stempelbogen contractlich feststellen zu lassen.

Sybille erhielt dann, nachdem dies Alles geordnet war, die öffentliche Zusicherung, welche sie verlangt hatte, und der Tag der Testamentseröffnung konnte nun festgestellt werden.

Als das geschehen war, kam über verschiedene junge Waghälse und 'alte gewiegte Speculanten ein gewisses Hoffnungs- und Liebesfieber. — Sie fanden es rathsam, sich noch vor der entscheidenden Testamentseröffnung um die ledigen Jungfrauen des Alkmaar'schen Geschlechts zu bewerben, um Miterbe der „Tonnen Goldes“ zu werden. Einer suchte den Andern auf und Jeder sagte:

„Wollte die alte Ursula nicht Alle gleich bedacht haben, warum — warum hätte sie dann alle ihre weiblichen Verwandten zusammenberufen!?“ — Ja, es war nur allzu ersichtlich, alle Jungfrauen jenes Geschlechts erbten. Da aber so unsagbar viel zu vererben war, mußte auf eine jede ein bedeutender Antheil fallen und dieser Antheil erregte die Habgier.

Nur einzelne Wenige dachten jetzt im Rausche des

Speculationsfiebers, was sonst alle Welt nicht nur dachte, auch oft in den herbsten Worten ausgesprochen hatte: „Die alte Ursula war eine alte Jungfer und alte Jungfern sind immer verdreht!“ — — — Die Mehrzahl betrat die zerbrechliche Brücke des Hoffens und ließ sich auf Ungewisses ein: auf kühnes Wagen.

So flog denn Heirathsantrag über Heirathsantrag in Häuser und Familien, wo ohne diesen glücklichen Nebenumstand dergleichen sicher ebenso wenig vorgekommen sein würde, wie man auch nur noch unsicher auf solchen Fall gerechnet hatte.

Von Tag zu Tag wuchs der Freier Zahl; — es sproßte mehr und mehr empor der Liebe Blüthe, der Berechnung Keim! Manche der so plötzlich heiß und dringend Begehrten, die bis dahin nie Wünsche erregt hatten, würden, in Anbetracht ihrer goldenen Aussichten auf die Schätze der Tante, vielleicht die Spröden oder Hartherzigen gespielt haben, wenn das die Weisheit ihrer Eltern zugelassen hätte.

Das Alter liebte aber schon in jenen fernen Zeiten, sicher zu gehen.

So nahmen denn die mit Töchtern reich gesegneten Väter und Mütter die seltenen Gäste der Freier nach Verdienst auf und an, — ertheilten gerührt ihren Segen zu Bündnissen, „die des Herrn Wille geschlossen“ und sahen in Anbetracht der glücklich versorgten Kinder nun schon

ruhigeren Herzens der Testamentseröffnung entgegen. Pochenden Herzens harrten aber Die der entscheidenden Stunde, welche waghalsig das zerbrechliche Glatteis der Ungewißheit betreten hatten.

In Folge des so epidemisch ausgebrochenen Glücks- und Liebesfiebers gab's am Abend vor dem wichtigen Tage nur noch eine unversagte Hand unter den Jungfrauen des Alkmaar'schen Geschlechts. Es war die der Jungfrau Christiane! In Anbetracht ihres Aeußern, ihrer Jahre und ihres stadtbekannten Charakters einer Megäre fand Jeder insgeheim nur zu natürlich, daß der Muthigste sich nicht an diese böse Sieben gewagt, und — Christiane Alkmaar ihre Freiheit behalten hatte.

Als am heißersehnten Morgen der Entscheidung eine Art von Völkerwanderung zum Hause der verstorbenen alten Jungfer beendet war und sich im „blauen Saale" versammelt hatte die Familie Alkmaar nebst ihrer ganzen weitverzweigten Verwandtschaft, da trat dort auch Sybille ein, — geleitet von Rembrandt van Ryn.

Sie war bleich, wie man sie nie gesehen hatte, doch schöner denn je. Ein lichtblaues Brocatkleid zierte ihre reizende Gestalt und weiße schimmernde Perlen — der Brautschmuck ihrer Mutter — waren ihr ganzer Schmuck. Ausgestattet wie sie von der Natur, bedurfte sie aber auch nicht des bunten Tands, um ihre Schönheit leuchtend hervortreten zu lassen.

Das scharfe Auge Sybillens entdeckte gleich die stolz abgewendeten Gesichter — die niedergeschlagenen Augen ihrer entrüsteten Verwandten. Kein Gegengruß wurde ihr zu Theil — Hohn und Verachtung begegneten ihr überall.

Durch die Reihen schreitend, sah sie auch jetzt an einem kleinen Tische, abseits von der prächtigen Tribüne, die sich Herr Theobaldus hatte inmitten des Saales errichten lassen — Matthias Uilenburg! — Sein Gesicht war fast noch bleicher, wie das der Geliebten; aber der Ausdruck ebenso frei, nur noch stolzer und kühner, wie der, welcher auf Sybillens feinen Zügen lag, als sie ruhig grüßend an Rembrandt's Arm dahin ging. — Plötzlich erbebte sie, — da stand ihr Vater! — Kalt, streng das Antlitz, wie sie es stets gekannt! — Sie ließ Rembrandt's Arm los und in der nächsten Minute stand sie vor Zacharias Alkmaar, glitt dann mit dem Flehensruf: „Verzeihung" zu seinen Füßen nieder.

Der tiefbeleidigte Vater entgegnete weder ein Wort, noch hob er sein Kind vom Boden auf. Da sah aber Sybille empor zu ihm — mit Augen, mit einem Lächeln, das Beides ihn mächtig mahnte an die Mutter dieses Kindes, die er so leidenschaftlich geliebt, die er nie vergessen hatte.

Eine tiefe Bewegung ging durch die harten Züge!

Als Sybille, das sehend, das verstehend, sich nun

rasch erhob und an seine Brust warf, drückte er sie an sich mit dem Ausruf:

„Mein Kind! — Mein geliebtes Kind!“

Des schönen Mädchens lebensvolles Antlitz überflutheten die hellen Purpurwolken der Freude und wie blitzten, wie strahlten die Augen, als sie sich nach dieser Umarmung hinwandten zu dem kleinen Tische unweit der prächtigen, mit Sammet behangenen Tribüne.

Zacharias Alkmaar reichte nun Rembrandt seine Hand und inmitten Beider nahm Sybille Platz.

Herr Theobaldus van der Flaaten bedurfte nach dieser kleinen Scene etlicher Minuten, sich zu erholen; dann aber machte er seiner Galle durch die Worte Luft:

„Geehrte Versammlung! — Durch höchst bedauerliche Willkür ist lange Zeit vergangen, bevor wir uns hier einfinden konnten, um den Wünschen der edlen Verstorbenen nachzukommen; jetzt aber wird mein Abschreiber, den ich mir zu Dienstleistungen mitgebracht habe, den bewußten Kasten jenem Schranke entnehmen, der das Document birgt, in welchem nach Aussage der verstorbenen Jungfrau Ursula Alkmaar die Bestimmungen über ihren Nachlaß enthalten sind.“

Die muthwilligen Augen Sybillens hätten den beredeten Herrn Notar fast verwirrt, doch er schlug noch zur rechten Zeit die seinen nieder. Wie groß riß er sie aber auf, als trotz seiner Worte, trotz seines Winks, jener

Abschreiber nicht aufstand, und Matthias Uilenburg auf erneuten Zuruf mit Ruhe entgegnete:

„Ich bin weder Ihr Abschreiber noch Diener, und laut Bestimmung Jungfer Ursula's haben Sie selbst die Verpflichtung, den Kasten dem Schranke zu entnehmen."

Letzteres ließ sich nicht abläugnen, — der ehrenwerthe Herr Notar mußte wohl oder übel nun selbst zu dem Schranke hinken und als er's that, — als Zacharias Alkmaar diese Gestalt und die stolz aufgerichtete des kühnen Matthias sah — begriff er zum ersten Male vollkommen die Wahl seiner Tochter. Diese lächelte heiter. Voll Ingrimm öffnete aber der alte Notar den Kasten, auf den mehrere hundert Augen verlangend starrten!

Das darin liegende versiegelte Document lautete:

„Nach Anhörung Dieses sollen sich meine weiblichen Verwandten in das weiße, an diesen Saal anstoßende Zimmer begeben, das ich selbst geordnet und verschlossen habe.

„In die Hand meiner getreuen Freundin Brigitta Noelsen habe ich den Schlüssel niedergelegt und sie ersucht, bis zu der Testamentseröffnung Sorge für den im Zimmer befindlichen Inhalt zu tragen. Man wird in dem Zimmer viele Sachen von hohem Werthe finden, — es sind größtentheils Kostbarkeiten, Perlen, Juwelen, die ich geerbt, anderntheils Dinge, die ich Zeit meines Lebens angesammelt habe zur Vertheilung unter meine Verwandten!

Meine Nichten und Großnichten, die Kinder meiner Geschwister und deren Enkel, Cousinen und Basen, — Jede mag sich nehmen, was ihr gefällt, auswählen, was sie will! — Ist Alles vergriffen, was Sehnsucht und Verlangen erregt hat, so sollen Alle in den blauen Saal zurückkehren und dort durch den Herrn Notar meine letzte Bestimmung vernehmen.

Diese letzte Bestimmung über mein Vermögen an baarem Gelde — an liegenden Gründen, — ist außer dem allwissenden Gotte Niemand bekannt. Das Document liegt versiegelt und verborgen im geheimen Boden dieses Kastens. Man drücke auf die Rosen der beiden Ecken zu gleicher Zeit und der Kasten wird sich dann öffnen und das Papier enthüllen." — — —

Wie stürmten nach diesen Worten die Frauen und Jungfrauen in die Schatzkammer der Tante! — Sybille allein blieb im Saale, um einige Worte mit Matthias zu wechseln. Ihre Stiefschwester, die sie erzogen hatte, kehrte schon mit zwei herrlichen silbernen Pocalen aus dem Gemache zurück, als Rembrandt sie aufforderte: „sich auch ein Andenken zu holen."

„Es ist nicht mehr als billig, daß ich warte, bis Jede sich Etwas erwählt hat!" entgegnete Sybille ruhig — „ich ließ Alle ja so lange warten."

Endlich trat auch sie in das Zimmer. In langem Zuge eilten die Verwandten an ihr vorüber, die da hastig

zugegriffen nach den Hauptkostbarkeiten: Dem Schmuck, Silber, Perlen und Juwelen.

Alle den Wänden entlang stehende Tafeln, die reich bedeckt gewesen mit den angesammelten Schätzen, zeigten sich nun schon ziemlich leer. Nur Damast und Leinen, Porzellan und wenig Silbergeschirr, stand und lag noch dort. Auch das wurde vergriffen und Die, die schon beladen fortgeeilt, kamen zurück, um mehr zu holen! — Es war viel Leben in dem Menschenknäuel — noch mehr Habgier und Gewinnsucht dort zu finden, und Rembrandt fragte seinen Liebling lachend:

„Wie gefällt Dir dieses Bild, Sybille?“

Des Mädchens Wangen bedeckten sich mit der dunkeln Gluth der Scham, dann richtete sie ihre Blicke auf die Tafel in der Mitte des Gemaches, die Niemand zur Auswahl umstand.

Da lagen zwar auch einzig einige wenig und sehr alte Kleidungsstücke: halb vermoderte Brocatgewänder, ein einfacher dunkler Mantel mit Perlen-Agraffe, und ein verbogener rother Sammethut mit schwarz gewordenen Silberspitzen und einer großen, himmelanstürmenden Feder.

Kaum trat Sybille an diesen Tisch, stürzten mehrere ihrer Verwandten auch zu dem Platze, rissen die Brocatkleider noch an sich und ließen ihr nur den Mantel in Händen. — Der Hut blieb unberührt! — — —

Sibylle schlug den alten Mantel um, befestigte die Agraffe an der Brust, raffte mit der rechten Hand die Falten malerisch zusammen, ließ ihn über die linke Schulter frei herabfallen, trat dann zu Rembrandt und sprach lächelnd:

„Sieh, ich weiß noch, wie Du es liebst, den Mantel zu drapiren, und hatte ich nicht Recht, als ich Dir bei meinem ersten Besuche neulich sagte, ich hätte von Deiner edlen Kunst bei berühmtem Meister profitirt? — Sieh nur, wie herrlich diese Falten fallen.“

Des Künstlers Auge ruhten wohlgefällig auf der vollen und doch so schlanken Gestalt mit ihrer anmuthigen Haltung und er rief, sie immer aufmerksamer betrachtend:

„O ja, der Mantel wäre gut! — Sehr schön hebt sich ab die Form des schlanken Halses — jedoch das Bild — nein, nein, Sybille, — so ginge es nicht; — Zu viel des Lichts auf Stirn und Wange, — zu hell das ganze Antlitz; doch Kind, ich bitt' Dich, stehe nicht hier und schwatze. Thue Dich um — sonst kommst Du heim mit leerer Hand!“

Zu spät! — Alles war jetzt fort, — das Letzte mit Beschlag belegt und einzig jener alte, verbogene Federhut noch ohne Herrn!

Sybille ergriff diesen Hut mit ebenso fröhlichem Lachen, wie wenn er statt der schwarzgewordenen Spitzen

mit kostbaren Juwelen verziert gewesen wäre; — sie drückte ihn auf die Locken und fragte schelmisch:

„Nun Rembrandt van Ryn, ist jetzt Dein so geliebter Schatten genugsam vorhanden, um den Lichtreflex wirksam hervortreten zu lassen?"

„Vortrefflich!" rief er laut, als er in das jugendliche Anlitz schaute, das so munter und fröhlich unter dem alten Hute hervorsah; „doch nein, nicht ganz gut!" setzte er rasch in seiner lebendigen Weise hinzu, trat Sybillen näher und gab dem Hute eine kleine Biegung, ging dann etliche Schritte zurück, und sie von fern betrachtend, sprach er langsam, sinnend:

„Die Krämpe tiefer in die Stirn! — — noch tiefer — — das Aug' noch mit in Schatten! — nicht so! — nicht grade, mein Kind! das Licht mehr schräg im Fall! Den Hut nach Rechts! So! — so ist's gut, und nun Sybille, giebst Du schon ein ganz hübsches Rembrandt'sches Bildchen ab — so hübsch, daß ich gleich Dich malen möchte".

Der Künstler war einzig mit dem jungen Mädchen beschäftigt, Sybille nur mit Gedanken, ihn momentan zu befriedigen und weder der eine, noch die andere bemerkten, wie man sich dicht und dichter um sie schaarte, sie neugierig, achselzuckend, staunend — selbst spöttisch betrachtete. — Da trat aber eine ihrer Cousinen an sie heran und fragte, höhnisch auf den Kopfputz deutend:

„Ist dieser alte Federhut Deine ganze Errungenschaft aus der Schatzkammer der Tante, beste Sybille?"

„Außer diesem Mantel — ja!" entgegnete sie ruhig und erhob frei und stolz ihr Haupt, auf dem der Hut so kühn ruhte, auf dem die Feder noch stolzer hoch gen Himmel ragte.

„Die Agraffe am Mantel ist unecht, die Steine sind falsch!" rief lachend das Chor der Frauen, die weise alle Schätze des Zimmers geprüft hatten, bevor sie eine Wahl getroffen.

„Dafür hat Sybille ein Herz, das echt und rein wie Gold, einen Sinn, der ohne allen Falsch ist!" sagte Rembrandt ernst und reichte seinem Lieblinge den Arm, um sie dem Kreise der hohnlachenden Spötterinnen zu entziehen.

Im Saale schaute man aber auch bald spöttisch und ironisch auf das schöne Mädchen in dem breitkrämpigen Federhute, und dem leisen Kichern der Frauen folgte ein lautes Lachen, als bekannt wurde, daß dieser alte Hut Sybillens einziges Erbe sei! — — —

Aber nicht nur spöttisch, auch triumphirend blickte man auf sie, und Jene, die das thaten, waren vor Allen der ehrenwerthe Notar, Herr Theobaldus van der Flaaten, und — seine junge Braut, — die alte Christiane Alkmaar, die übrig gebliebene Jungfrau! —

Ein Augenblick hatte genügt, den Notar mit der ausgezeichneten Lebens- und Geschäftspraxis, zu dem Ent-

schlusse zu treiben, — ein zweiter: — um sein Schicksal unwiderruflich zu besiegeln.

Frau Brigitta Noelsen war nämlich, nachdem sie die Schatzkammer ihrer alten Freundin geöffnet und einen ihrer Lieblinge auf Dies, andere auf Jenes aufmerksam gemacht hatte, zu dem Herrn Notar zurückgekehrt, um nun das wichtigste Document dem Kasten zu entziehen. Ehe es geschah, sprach der Herr Notar weise:

„Bisher glaubte ich, Jede aus dem Alkmaar'schen Geschlechte würde mindestens in Etwas mit baarem Vermögen bedacht werden; doch nun bin ich überzeugt, daß, weil Alle freie Wahl unten jenen Schätzen hatten, das Geld doch nur Einer vermacht ist!"

„Ganz meine Ansicht!" entgegnete die Matrone, „und jetzt, jetzt da darf ich's wohl sagen, daß diese Eine wahrscheinlich die Lieblingsnichte meiner alten Freundin sein wird, — die arme, die verschmähte Christiane, die vor vierzig Jahren wirklich ein ganz liebes hübsches Mädchen war und sich stets der höchsten Achtung unsrer theuern Ursula erfreute."

Der Notar übersah die Reihe der genannten Jahre, wenn er sie auch nicht überhörte, und — in demselben Augenblick, wo Sybille sich im Nebenzimmer lachend den Federhut aufsetzte, war er ernst an die Verschmähte herangetreten und — hatte ihr den Antrag gemacht, den sie freudig, wenn auch nicht ohne Ueberraschung angenommen.

Ein Auf- und Davonlaufen war bei dieser Braut um so weniger zu befürchten, als Gicht und Rheumatismus sie schon ein wenig gelähmt hatten und an die Scholle banden. Der ehrenwerthe Herr Notar vergaß alle diese Uebelstände zwar nicht, würde jedoch für noch bedeutendere Trost in dem Gedanken gefunden haben, daß sie als Liebling der alten Tante zur Universalerbin eingesetzt worden sei.

Als der praktische Notar denn endlich das Document, im Beisein Aller, dem Kasten entnahm, auf der Tribüne unter den Augen Aller das Papier entsiegelte, da sah er im Geiste die Tonnen Goldes schon als sein Eigenthum an und noch einmal lächelnd, siegesfreudig auf die alte Christiane blickend, schadenfroh der schönen Sybille in das lachende Antlitz schauend, las er mit einer Stimme, deren Ton anfangs an die Drommeten des Weltgerichts mahnte, — im Verlauf aber weder so laut — noch fest blieb:

„Ich, Ursula Alkmaar, ernenne Die meiner Verwandten zur Universalerbin meines Vermögens, welche meinen alten Federhut erwählt hat! —

Ist dieser Federhut von Niemandem genommen, unbeachtet geblieben, trotzdem er den Mittelpunkt all' meiner Schätze bildete, — so falle mein Geld und Gut an die Armen!“

Nicht mehr spöttisch, höhnisch und ironisch, nein, voll Schrecken, Angst und Entsetzen starrten jetzt Alle, die sich so

reich mit Schmuck und Kostbarkeiten beladen, auf das schöne junge Mädchen in dem alten häßlichen Hute. — — —

Und Sybille? — Auch sie sah erschrocken, bestürzt um sich, ob des Unerwarteten, dann aber kam über sie des Glückes Gewißheit und sie schaute so strahlend, so froh und selig unter dem breitkrämpigen Hute hervor, daß Rembrandt, nachdem er sie entzückt, begeistert angesehen, die Augen schloß, um im Innern einen mächtigen Eindruck fortwirken zu lassen, der einer der schönsten und seltensten seines langen Lebens: — den Eindruck, eines vollkommen unbegrenzten Glücks! —

Es gelang dem reichbegabten Künstler, festzuhalten und wiederzugeben, was er in jenem Moment erschaut. Er malte Sybille, und jenes kleine Meisterwerk an Leben und Ausdruck hat seine Zeit lang überlebt und befindet sich unter den Schätzen der Dresdener Galerie. Das lachende glückstrahlende Mädchenantlitz, unter dem breitkrämpigen Hute mit der himmelanstürmenden Feder, ist eine von Rembrandt's lebensvollsten, lebenswahrsten Schöpfungen, — eins seiner Meisterwerke an lichtdurchglühtem Schatten!

Eine Copie desselben Bildes, die dem Original nicht nachsteht und ebenfalls von Rembrandt's Hand sein soll, werden Viele schon in anderer kleinerer Galerie bewundert haben — in jener Privatgalerie einer der reizendsten Villen Baden-Badens, die so manchen herrlichen Kunst-

schatz der Niederländischen Schule birgt, und wo der Diener des alten Holländers — des glücklichen Besitzers jenes hübschen Hauses und der schönen Galerie — dem Fremden auch diese kleine Geschichte vom Federhut der alten Jungfer erzählt.

Das Original des Gemäldes, Sybille Alkmaar, bewohnte Zeit ihres Lebens das alte Haus der Jungfer Ursula in Amsterdam und — darf man der Chronik trauen, bedauerte sie keinen Augenblick, dem alten Notar entlaufen und Gattin von Matthias Uilenburg geworden zu sein. — Sie soll bei Anblick ihres von Rembrandt gemalten Portraits gar oft ausgerufen haben: So reich dies Bild an tiefem Schatten, so reich mein Leben an hellstem Licht!"

Der alte Federhut wurde von Sybille, als glückspendendes Element stets hochgehalten, unter Glas und Rahmen im blauen Saale aufbewahrt und — wie das Bild seine Zeit überlebt hat — liegt noch im Hause Tante Ursula's in Amsterdam.

Unter Kind und Kindeskinder jenes Hauses vererbte sich die Sage von dem Federhut der Tante bis auf die Jetztzeit — die Sage, die Frau Brigitte Noelsen einst der Erbin selbst erzählt. Sie lautete dahin:

„Daß die alte Jungfer in dem Hut mit der wallenden Feder die glücklichsten Stunden ihres Lebens

zu jener Zeit verlebt habe, wo sie noch keine alte Jungfer gewesen sei."

Ihre Verwandten, alle spätere Generationen knüpften daran die Vermuthung, „daß die alte Ursula, in dankbarer Erinnerung an ein verschwunden Jugendglück, wahrscheinlich das Glück einer andern Person von diesem Federhute habe abhängig machen wollen."

Ist diese Vermuthung richtig, so ist ihr Wunsch in Erfüllung gegangen, denn Sybille wurde glücklich! — Zugleich aber hat jener Federhut der Nachwelt ein Portrait hinterlassen, von dem jeder Beschauer, neben dem Kunstgenusse, den es gewährt, noch den befriedigenden Eindruck mit sich fortnimmt, daß das Glück doch kein so unbeständiger Gast auf Erden ist, wie der Misanthrop stets behaupten will, daß es schon vor Jahrhunderten die Züge der Menschen durchleuchtet und verschönt hat, also ein unsterblich Gut der Welt ist, gleich dem Ruhme, — daß das Glück fort und fort in dem Herzen wieder auflebt und immer von Neuem die Seelen erhebt, wohin da fällt jener lichte Strahl aus dem unendlichen Reiche der Gottesgnade, den Rembrandt's Meisterhand in dem Portrait jenes jungen Mädchens so treu — so überwältigend wiedergegeben hat.

Die leere Stelle.

(Skizze aus der sogenannten reichen „Geldstadt" Frankfurt a. M.)

Motto:

Die Wunder Gottes sind die größten nicht,
Mit denen er den Pharao geschlagen,
An Menschenherzen, deren Groll und Eis
Er mit der warmen Sonne bald der Liebe,
Bald mit des Unheils Hochgewitter schmilzt,
Am Menschenherzen thut er höchste Wunder.

Felix Dahn.

In Frankfurt am Main, oberhalb der Zeile, dem ehemaligen Thurn und Taxis'schen Palais gegenüber, befand sich bis vor Kurzem ein Laden, dessen Schild den Namen „Löwenstein frères“ trug. Die Schaufenster zogen die Blicke aller Vorübergehenden unwillkürlich an. Es waren dort ausgestellt antike Gegenstände, sowie Edelsteine von höchstem Werth; Diamanten und Perlen von so seltener Größe und Schönheit, daß der Fremden Strom und Masse, der täglich über diese Straße hinzieht, dort meist bewundernd stehen blieb; und die schimmernde Pracht der Juwelen, wenn ein heller Sonnenstrahl sie traf, selbst Den zur Stelle bannte, für den sonst im Leben das glänzende Farbenlicht der Edelsteine kein Magnet ist.

Der Löwenstein'sche Laden, einer der elegantesten der alten Kaiserstadt und reichen Geldstadt, der jetzt in Frankfurts neuesten Stadttheil verlegt wurde, galt immer als eins der bedeutendsten und großartigsten Antiquitäten-Geschäfte Europa's. Es einte die reizendsten, sowie die barokksten Kunst- und Modegegenstände früherer Jahr-

hunderte. Die vielbeschriebene Pracht der Rococoschlösser wurde dort vor's Auge hingezaubert und man sah Sachen und Dinge, die einstmals längst dahin gegangenen Geschlechtern zum Nutzen oder Vergnügen gedient, die Schicksal und Verhältnisse aus einer ehemals vielleicht „sehr gesichert“ scheinenden Existenz uralter Feudalsitze gerissen, unter den Auctionshammer gebracht, und in alle vier Winde zerstreut hatten. — —

In diesen Laden trat an einem feuchtkalten Winterabend des Jahres 187* eine Dame in Trauertracht. Ihr Blick haftete nur momentan auf dem reichen Handelsherrn von der Zeile, der, ihr entgegengehend, höflich nach ihrem Begehren fragte, und mit gleichsam starrem Auge schaute sie auf einen Gegenstand, der nahe der Eingangsthüre seinen Platz hatte. Es war ein alterthümliches und sehr schönes Schränkchen. Die glänzend polirten Ebenholzflächen zeigten sich reich mit Gold und Perlmutter ausgelegt und die von einander geschlagenen Thüren ließen Reihen zierlichster Schiebladen und Fächer sehen, deren feine Ausarbeitung nachwies, daß dieses Stück alter Zeiten eines der werthvollern war.

„Ich erlaubte mir, Ihnen dieses Schränkchen vorhin durch den Dienstmann Nr. 10 zu senden — zur Ansicht zu senden.“

Dies waren die ersten Worte, welche die Frau sprach und in solcher Hast sagte, wie wenn sie rasch und mit

Entschiedenheit jene Verlegenheit zu beseitigen wünschte, die sich so deutlich in ihrem Antlitz und Wesen kund gab. — Leiser, wie beklommen fügte Sie hinzu: „Können Sie ihn gebrauchen und — und mir — sogleich abkaufen?“ —

Die Augen des Handelsherrn und der Dame begegneten sich jetzt. Sie prüfte ersichtlich die Züge, um Denkungsart und Charakter aus den Linien zu entziffern. Von Beiden waren war so viel abhängig für sie, — nur sie meinte zu wissen: wie viel! — Darin irrte sie. Er stand ihr nicht nach in Schärfe der Beobachtung und zog offenbar sehr richtige Schlüsse aus ihrer aristokratischen Erscheinung — jener bescheidenen Trauertracht, die ihr dennoch keinen bescheidenen Anstrich gab, — ja, sogar jener abgetragene kleine Zobelmuff, den sie jetzt auf den Ladentisch warf, lieferte für ihn einen Strich zu dem Bilde, das jenes elegante Schränkchen vervollständigte, von welchem er insgeheim dachte: „Wie alt immer — kaum so alt, wie das Geschlecht, dem sie entstammt, und das sich einst zur Zierde seines Hauses kaufen mochte, was sie nun aus Noth veräußern will und muß.“

Langsam stieg ein leichtes Roth in ihrem feinen blassen Gesichte auf, als sie seinen ernsten Blick sah. Sie war klug und geistesgewandt genug, um zu erkennen, daß sich Gedanken in seiner Seele regten, die der Wahrheit nur allzu nahe kamen, — Gedanken, wie sie unter ähn-

lichen Umständen wohl schon oft bei Ankauf werthvoller Gegenstände im Geiste eines Antiquitätenhändlers auftauchten. — Seltener aber mögen ähnlich anerkennende Worte von einem Kaufmann bei solcher Gelegenheit gesprochen sein, denn Herr Löwenstein entgegnete auf die Frage der Frau nach kurzer Pause:

„Das Schränkchen ist sehr schön; ich habe es wirklich mit Vergnügen betrachtet und würde es gern nehmen, können wir uns wegen des Preises einigen."

Ein tiefer Athemzug, wie wenn sich das Herz entlaste von peinlichem und schwerem Druck; dann rief die Dame mit aufleuchtendem Blick: „Wie mich das freut, daß Sie seinen Werth anerkennen."

Der Handelsherr trat näher zum Schranke. Er schloß die zierlichen Thüren, die von goldenen Klammern gehalten waren, öffnete sie wieder — zog die eine und andere der feinen Schiebläden auf, als ob er noch einmal Alles prüfe; und auch noch einmal streifte sein Blick jene vornehme, schlanke Frauengestalt. — In tiefe Gedanken scheinbar verloren, stand sie da — mit niedergeschlagenen Augen — mit verschlungenen Händen, schön und anmuthvoll noch immer, trotzdem Kummer und Leiden ihre Spur nur allzutief in die Linien des edeln Gesichts eingegraben. — Sie sah erst wieder empor, halb verwirrt, halb freudig auf den Kaufmann hin, als dieser jetzt ein Gebot machte — ein so gutes Angebot. Und in jenen bebenden und

verhaltenen Lauten innern Glücks, großer innerer Erregung, erwiderte sie: „Ich erhoffte kaum, den Preis zu erzielen, obschon ich wußte, der Schrank ist werthvoll durch seine Arbeit, durch sein Alter."

„Das ist er entschieden, gnädige Frau; und ich verhehle Ihnen darum nicht: es ist leicht möglich, ich erhalte mehr dafür. Ankaufen kann ich ihn jedoch nicht um höhern Preis. In Anbetracht der Umstände hätte ich Ihnen nur anbieten können, ihn in meinem Laden auszustellen und zu verkaufen. — Sie sagten aber, wie ich mich entsinne, Ihnen sei ein sofortiger Absatz erwünscht."

Herr Löwenstein hielt unwillkürlich inne. Ein förmlich flammendes Roth hatte sich über das Antlitz ergossen, in das er schaute, und sie wandte die Augen von ihm ab in einer Art von tödtlicher Verlegenheit.

War ihr Stolz ein so leicht verletzbarer oder ihre Lage eine so bedrängte, daß eine nur schwache Andeutung auf die Verhältnisse hin sie in der Weise aufregen konnte? —

Sowie er keinen Nutzen aus jener bedingten Nothwendigkeit des Verkaufs gezogen hatte, so einfach beendete er ihre Verlegenheit, indem er sich einzig an das Geschäftliche der Sache hielt. Auf den Schrank deutend sagte er im Tone der Abschätzung: „Sehen Sie, gnädige Frau, diese Blumen und Blätter, — diese Formation und Art der Einfügung des Goldes und der kleinen Perl-

mutterplatten, das ist hier so wundervoll gearbeitet und ist die echte, alte Kunst. — Immerhin gehört ein Kennerblick dazu, dies herauszufinden und zu würdigen; und solche Kunstverständige sind nun als gut zahlende Käufer ebenso rar, wie jene alte Kunst selbst. — Jetzt ist allerdings gerade ein solcher in hiesiger Stadt, — ein reicher Grundbesitzer aus Slavonien. Er machte gestern bedeutende Einkäufe bei uns und wollte heute wegen jener silbernen Pocale noch einmal wiederkommen. Kommt er nun, wenn auch nicht mehr heute, da das Geschäft bald geschlossen wird, so nehme ich fast bestimmt an, er kauft auch diesen Schrank. — Ebenso möglich aber, er reiste bereits ab und nun kann diese kleine Rarität hier vielleicht Jahr und Tag stehen, ehe wir einen Kenner und Käufer dafür finden."

Die Dame hatte ihre Verlegenheit überwunden — vergessen; sie dachte nur mehr an den Schrank, von welchem man ihr am Nachmittage in andern Geschäften das Gleiche gesagt, um dann ablehnend hinzuzufügen: wie ein solches Risico bei den schlechten Zeitverhältnissen und großen Vorräthen, die man habe, nicht gewagt werden könne. — Sie war deshalb doppelt froh, daß Herr Löwenstein sich bereits zur Annahme entschlossen hatte. Freude und Glück aber strahlten momentan aus Augen und Zügen, als er ihr nun auch die genannte Summe auszahlte.

— — — Als die Dame den Laden verlassen und

auf die Straße hinausgetreten war, begrüßte sie dort lebhaft ein kleines Mädchen. Es hing sich an ihren Arm, drückte ihn in einer Art von leidenschaftlicher Aufwallung und flüsterte im Fortgehen: „Ich sah Alles, Tante, Dein Lächeln, Deine Freude, — Du hast Geld, kannst morgen die Miethe bezahlen und kannst einmal wieder Fleisch kaufen.“

Ja! — vieler Sorgen, welche sie in der letzten Zeit immer schwerer bedrückt, denen war sie nun enthoben, und das Geld, das sie erhalten, konnte ihr Dasein wieder lichten, das sich unter jenen „schlechten Zeitverhältnissen,“ von denen man ihr an dem Tage so oft gesprochen, auch mehr und mehr verfinstert hatte. — Dennoch wurde ihr das Herz plötzlich schwer und sie vermochte nicht, sich an der Freude des Kindes mehr zu betheiligen. — Die Aufregung war vorüber, in der sie der Verkauf gehalten, — eine Art von Reaction trat ein, — müde, gedrückt ging sie neben dem kleinen Mädchen her. —

War dieser Zustand einzig die Folge der unangenehmen letzten Stunden? — Sie war von Geschäft zu Geschäft seit dem Morgen geeilt, wo ihr Hauswirth mit einem sogenannten „letzten Wort“ vor sie hintrat, und als längsten Termin des Wartens auf die seit Wochen fällige Jahresmiethe, „den nächsten Tag“ angegeben hatte.

Wie erschrocken war sie gewesen bei dem Gedanken, sofort ihre Wohnung verlassen zu sollen! — wie aufge-

regt worden durch die schlichte Frage: womit und von was den Umzug bestreiten? Sie hatte schon seit Wochen sich mit dem Nothdürftigsten beholfen — seit Jahr und Tag nur mehr vom Erlös dieser und jener werthvollen Kleinigkeit gelebt. Eine größere Summe war dringend erforderlich, denn Mahnbriefe und Rechnungen hatten sich aufgehäuft und kein Lieferant gab ihr mehr das Geringste ohne Geld. — — — Welch, entsetzliche Zeit war diese letzte Zeit gewesen, und was — was hatte sie Alles versucht, und wie war Jedes vergeblich! — Qual und Marter erreichten an dem Morgen den Höhepunkt, wo nach durchwachter, schlafloser Nacht eine Execution sie bedrohte, und als Bitte, Vorstellung diese Gefahr hinausgeschoben hatten, der Wirth erschien, um neue Sorge, eine ebenso große Gefahr in Aussicht zu stellen! —

Da war ihr Auge auf den kleinen Schrank gefallen. Noch nie war ihr bisher der Gedanke gekommen, ihn verkaufen und sich damit Ruhe für längere Zeit verschaffen zu können. Er war zwar ihr letztes hohes Werthstück — er war aber auch nicht allein der letzte Repräsentant anderer — besserer und glücklicherer Zeiten gewesen, — er war zugleich ein Erbstück, eine Reliquie ihres Vaterhauses, und als sie einsam, allein in der Welt zurückgeblieben, hatte das alte Schränkchen mehr und mehr die Physiognomie eines letzten, treuen Freundes für sie angenommen.

In der grenzenlosen Aufregung der Morgenstunde erblickte sie in diesem letzten lieben Freunde ihren einzigen Retter. Das Schränkchen ward rasch verpackt und sie fuhr in Angst und Hoffen damit nach dem nahe gelegenen Frankfurt; sie betrachtete als Glück: „ihn gut verkaufen zu können“ — das Herz erzitterte in den vergangenen Stunden nur in Angst und Sorgen! was dann, wenn sie ihn nicht absetzte? — — — Nun war er gut verkauft und dennoch das Herz belastet! — —

„Wie hübsch das Schränkchen in dem hell erleuchteten Laden aussah!“ sagte das kleine Mädchen, um nach kurzer Pause nachdenklich beizufügen: „Ich glaube, ich sah es noch nie bei Licht in all den Monaten, daß ich nun bei Dir bin! — wir waren Abends niemals in dem Zimmer! — — Doch Tante, was ich Dich fragen wollte; es fiel mir vorhin schon ein, als ich Dich durch das Ladenfenster beobachtete: was werden wir an jene leere Stelle setzen, wo das liebe alte Schränkchen stand? — —“

Die Stelle leer — das Schränkchen fort. — „Das liebe alte Schränkchen!“

Die Frau rief diese Worte gleichsam im Tone des Verzweifelns, Thränen entstürzten ihren Augen; — sie warf einen Blick zum Himmel empor, sprach mehrere Male leise: „O mein Gott — mein Gott!“ und stürzte wie von Furien gejagt weiter — so rasch voran, daß

die kleinen Füße neben ihr nur mühsam mit ihr Schritt halten konnten.

„Was fehlte ihr nur?" Das Kind, das hie und da erschrocken zu ihr aufblickte, begriff im Anfange diesen Gesichtsausdruck nicht. — Unmöglich konnte die Tante den Verkauf bereuen! — Sie wußte doch, das Schränkchen war die einzige Aussicht auf Hülfe, Rettung gewesen.

Und die Frau bereute doch. Wie Fluthen überstürzten sie plötzlich die Gedanken, sie hätte gar nicht das Recht gehabt, jenes alte Familien-Erbstück zu verkaufen und das Geld, das sie dafür erhalten, nahm für sie die Physiognomie des Judasgeldes an.

— — — — — — — — — — — —

Mochten auf dem Wege durch Herz und Seele der plötzlich so entsetzten Frau auch ähnlich finstere, schwarze Wolken — Schatten des Kummers und der Reue — fliegen, wie am Abendhimmel der Sturm Wolken dahin trieb, oder in festen, dunkeln Massen zusammenballte, — ein niederstürzender Regen, — der nicht endende Wirrwarr des Straßengewühls, das nach dem Bahnhofe hin, wohin ihr Weg mündete, sich mehr und mehr verdichtete, — all' dies zerstreute doch immer und immer wieder ihre Schwermuth und richtete ihre Gedanken auf Anderes. — Dazu mahnte das Kind bald an Dies und Jenes, was man nöthig bedurfte; und diese kleinen Einkäufe wollten um so schneller besorgt sein, als die Zeit drängte.

Erst im Coupé der Eisenbahn kam sie wieder zur Besinnung. Sie beschäftigte sich mit dem Gedanken: wer das Schränkchen wohl kaufen, wohin es kommen würde — ob in der Nähe bleiben oder so weit fort, wie Herr Löwenstein als Möglichkeit — als halbe Wahrscheinlichkeit angenommen hatte: nach Slavonien.

Wohin immer es kam — sie würde es nie wiedersehen! — Nein, nie — nie wiedersehen, das sie doch gewohnt gewesen, immer zu sehen, und mit dessen Anblick sich Erinnerungen an ihre Kindheit und erste Jugend verbunden hatten, — Erinnerungen an die Stätten im Leben, wo sich ihr eigener Herd begründet, — wo sie namenlos glücklich gewesen — dann unsagbar elend geworden war. —

Dem Kinde entging das trübe Auge nicht — nicht die gedankenvolle ernste Stirn. So klein, so jung das Mädchen auch noch war, das Schicksal und das Leben hatten sie gereift. Ihr kurzes Dasein wies bereits einen so ernsten, grassen Wechsel der Verhältnisse auf, den selbst noch ein kleineres Kind begriffen und schmerzlich empfunden haben würde. Es war ein Wechsel alles bisher Gewohnten; — ein Umschlag, wo das Rosenroth der Freude und glücklichen Sorglosigkeit, dem Dunkel einer, Tag um Tag zunehmenden Noth und jenem Elend gewichen war, in dessen schmerzlich trübe, finstere und aussichtslose Phasen nur der Arme gründlich eingeweiht ist, die aber

doppelt schwer den Verarmten aus guter Familie treffen, den Stolz und Vorurtheil von den Linderungsmitteln fern halten, welche die Humanität längst für den darbenden Armen aus den niedern Volksklassen bereit hat. —

Der weitere Umschwung im Schicksal des Kindes hatte das kleine Mädchen dann in das Haus dieser Tante — der einzigen Schwester ihrer Mutter gebracht. Die schlichten Hallen eines Waisenhauses in fremdem Lande endlich verlassend, reihte sie an den vornehmen Namen, den diese Verwandte führte und an deren Aufenthalt in Deutschland, das man ihr als „Heimath ihrer verstorbenen Eltern" bezeichnet, — ebenso glänzende wie völlig unbegründete Erwartungen.

Auch über Glück und Wohlfahrt dieser Tante war das Geschick mit vernichtender Gewalt dahin geschritten. Sie war bereits verarmt, war seit Kurzem völlig mittellos und seit drei Jahren schon Wittwe, als sie zwei Kinder ihrer Schwester zu sich nahm, von denen sie dann nur eins behielt.

Dies Eine, jenes kleine Mädchen, ein kluges, nun schon mit verschiedensten rauhen Erfahrungen bekanntes Kind, sah sich im Hause der vornehmen Tante verwundert um. Die phantastischen Träume zerrannen in der ernsten Wirklichkeit, — der Schimmer schwand; — sie begegnete auch in diesen neuen Verhältnissen den alten Bekannten ihres jungen Lebens: der Noth, der Sorge — den täg-

lichen Entbehrungen. — Als sie in Folge dessen Vergleiche zog zwischen Vergangenheit und Gegenwart, da kam sie zu dem Schluß: „Noth und Leiden, Schmerz und Thränen sind an kein Land gebunden — sind überall“ und ihr erster Reim in deutscher Sprache war der ihrer Tante unvergeßliche: „der Himmel blau — das Leben grau.“

Das Kind hatte bald nur ein Ideal: „ein gefüllter Geldbeutel.“

Diesen realen Anschauungen entsprach an dem Abend das Gesicht der Tante durchaus nicht. Der Sorgen gedenkend, die in den letzten Tagen immer drohender an's Haus gepocht, — das Geld sich vergegenwärtigend, das sie eingenommen, da meinte das kleine Mädchen: nun sei ein so kummervolles Gesicht nicht am Platze; ja sie meinte; es sei thöricht, sich nun Gedanken über den Schrank zu machen und — anstatt sich zu freuen, sich zu grämen.

Im Coupé, wo noch Mitfahrende saßen, konnte das Kind nichts Anderes thun, als einen beweglichen Blick der Mahnung zu jenen ernsten, traurigen Augen zu senden. Zu Hause angelangt, wo die kleinen Hände und Füße sich regten, der Tante Alles behaglich zu machen, wo das Kind Feuer im Ofen anbrannte, beim Besorgen des Thee's half und sich ein lang entbehrtes Weißbrödchen dann sehr gut schmecken ließ, — störte den einfachen Genuß wiederum das ernste, trübe Gesicht.

Die Frau hatte die Rechnungen hervorgeholt — auf jede den Betrag hingezählt, — das Geld lag vor ihr — der Noth war die Spitze abgebrochen und dennoch wollten die Schatten nicht weichen. Der Thee stand noch immer unberührt — sie brachte nichts über die Lippen — ihre Kehle machte den Eindruck, als sei sie zugeschnürt.

„Tante, sei doch nicht so traurig!“

Die Bitte half wenig. Ein kurzes Kopfschütteln die ganze Antwort. Sie sprang dann auf — das Mädchen meinte, sie wolle in das anstoßende Zimmer gehen — die leere Stelle zu betrachten.

„Thue es heute nicht, Tante. Du siehst so blaß — so erschöpft aus.“

Die Frau schien zu überlegen. Sie begann dann Alles fortzuräumen; — sie half dem Kinde beim Entkleiden, und als es im Bette lag, sah das Mädchen aus, als würde es in nächster Minute einschlafen. Es richtete sich aber noch einmal empor und sagte in seiner drolligen, kurzen Weise: „Gräme Dich nicht mehr, Tante — auch wenn das Schränkchen, wie Du mir sagst, eine Reliquie war. — — Diese Familien-Reliquie konnte uns nicht satt machen; — wir konnten auch nicht darin wohnen.“

Diese Auffassung entlockte der Frau doch ein Lächeln. Das Kind schlief befriedigt ein — die Tante ging nun in das Nebenzimmer.

Wie war Alles, was sie von der leeren Stelle be-

fürchtet, aber doch Nichts gegen das, das sie jetzt an dem Platze erlebte! — Weinend, schluchzend warf sie sich in das Sopha und verbarg ihr Antlitz in den Händen, denn — leer war für sie die Stelle nicht — ein Chaos von Gestalten wogte da — ein Chaos von Erinnerungen stürmte auf sie ein! — —

Daß sie die Augen schloß — den Platz plötzlich nicht mehr sehen konnte, — es half ihr Nichts. Voll — uneingeschränkt verlangte die Vergangenheit ihr Recht, — es war, wie wenn sie unsichtbare Mächte zwangen, da hin zu blicken, wo sich die Gestalten drängten, — Gestalten aus dem Reich der Schatten und der Geister, die längst verklungene, halb vergessene Worte sprachen, — sie auch zur Rede stellten über ihre That, die sie „ein Unrecht — eine Sünde“ nannten.

Da sah sie als Hauptperson ihre Mutter vor sich — die Scene ihres Hochzeitstages, die sich vor jenem Schränkchen zugetragen hatte. Ihre Mutter übergab ihr und ihrem Gatten, dem sie eben angetraut worden, das Erbstück ihres Hauses; — sie mahnte sie Beide: das Schränkchen in Ehren zu halten und der Familie zu erhalten! — — —

Wie war ihr und ihrem jungen Gatten diese alte Reliquie ihres Hauses unter allen Hochzeitsgeschenken das Liebste, das Werthvollste gewesen, und wie wunderte sie sich eigentlich, daß die Mutter sich davon noch bei Leb-

zeiten trennte. Und da hatte die Mutter gesagt: „Du bist ja nach dem Tode Deines Bruders mein ältestes Kind, und bei einer Verheirathung eines solchen Kindes — das seit vielen Generationen allerdings ein Knabe — ein junger Mann war, da wurde nun dem Aeltesten des Hauses, dem Begründer eines neuen Stammes, das alte Erbstück übergeben."

Die an jene Scene zurückdenkende Frau sah ihren Mann vor sich in seiner Freude, seiner Dankbarkeit über das Schränkchen, das er „des Hauses Talisman" nannte. Sie sah ihn vor sich in blühender Kraft, in jugendlicher Schönheit, so, wie er vor kaum zehn Jahren ausgesehen hatte, an ihrem Hochzeitstage, wo Priestersegen sie auf ewig mit ihm vereint. — — — — „Auf ewig!" wie kurz nur währte ihr Zusammensein! — — — Sie durchlebte in der Stunde noch einmal dieser wenigen Jahre Glück und Unglück; sah ihn krank — elend werden, ringend mit den furchtbaren Qualen eines unheilbaren Herzübels, kämpfend mit seiner Lage, seinen Verhältnissen, denn mehr und mehr bedrohte seine Krankheit seine Carrière und ihre beiderseitige Existenz, die von seinem Berufe abhing.

An einem Abend in jenem ernsten, dunkeln Leidensjahre, kurze Zeit vor seiner Erlösung, da heftete sich sein überirdisch glänzendes Auge auf das alte Schränkchen und er flüsterte leise: „Was du, mein armes Weib, nach

meinem Tode auch an Sachen verkaufen mußt, Kosten und Schulden zu decken, opfere um keinen Preis diesen unglücklichen Verhältnissen jene alte Reliquie deines Vaterhauses, und vergiß nie und niemals die Bitte, die Mahnung deiner Mutter: „deiner Familie dies Erbstück zu erhalten.“

Der Mutter Mahnung, des Gatten Mahnung, — Beides war von ihr vergessen! — Inmitten von Sorgen, angesichts der Gefahr hatte sie nur der Gedanke an Hülfe, an Rettung beherrscht. Nun aber plötzlich, wo das Erinnern erwachte, wo das Gewissen sich regte und die Phantasie so geschäftig war, die Farben an den halb erblaßten Bildern der Vergangenheit aufzufrischen, da brannten sich die einst gesprochenen Worte in Herz und Seele; — sie bereute heiß und bitter, und in schmerzlichem Verzweifeln rief sie weinend, schluchzend: „Mutter, vergib!“

Keine Ruhe wollte aber in das gefolterte Herz kommen, kein Frieden über den aufgeregten Geist. Endlich erhob sie sich wie in Trotz gegen des Schmerzes Gewalt — trat an's Fenster, und hinausstarrend in die dunkle Nacht dachte sie in aufwallender Bitterkeit und Heftigkeit: „hattest du noch Wahl? — war denn noch ein Ausweg da?“ —

Das Gewissen, diese in einzelnen Lebensstunden so unbarmherzig harte Stimme der Menschenbrust, wich dem ausbrechenden Trotze nicht; es klagte sie sogar laut und

immer lauter an, — es rief ihr ernst und strafend zu: „Arbeit, angestrengte Arbeit konnte dich aus allen Wirren erretten!“

Sie war zu keinem Leben der Arbeit, der Anstrengung erzogen. Am wenigsten zu einem Leben des Erwerbs, wo es gilt: haushalten mit der Zeit, ausnutzen jede Minute, und wo die Stunden, die der Reiche verschläft oder in Vergnügen verbringt, das Capital des Armen sind und der Boden, dem er seine Schätze zu entringen hat. —

Die an jene vornehme Dame herantretende Noth trieb sie nur zu „Versuchen mit der Arbeit“, und als sie halb und halb scheiterten, erlahmte der Muth. Sie hatte Privatstunden in fremden Sprachen gegeben und Stickereien für ein Frankfurter Geschäft angefertigt; und sich nun vergegenwärtigend, was sie für Beides eingenommen, rief sie dem anklagenden Gewissen fast in Triumph zu: „Nein, nein, die Arbeit hätte mich nicht gerettet und eine Dame erstickt sich zur Jetztzeit kaum die zur Mansarde hinreichende Miethe — geschweige die einer Wohnung, welche für meinen Stand paßte.“

Die einmal redende Stimme des Gewissens hatte die Entgegnung nur allzu rasch bereit, und wie höhnend klang die Wiederholung ihrer Worte: „eine Dame und dein Stand!“ —

Aufweinend barg sie das Antlitz in den Händen und sagte sich in Ernst und Strenge: „Wärst du nicht zu

sehr die vornehme Dame geblieben, hättest du den einfachen Verhältnissen der armen Wittwe muthiger in's Auge geschaut, du wärst nie so tief in Schulden gerathen und brauchtest das alte Schränkchen nicht zu verkaufen."

Beim Gedanken an das Schränkchen zeigte die leere Stelle ein neues Bild und welch' reizendes Bild! — — Dort, wo eben nur Vorwurf und Anklage laut geworden waren, und längst geschlossene Lippen, die einst Worte der Liebe zu ihr geredet, das Verdammungsurtheil über sie ausgesprochen hatten, — da, wo Reue und Schmerz sie gefoltert, tauchte nun ein lieblich-holdes Antlitz vor ihr auf und über rosige Lippen tönte ein helles, freudiges Jauchzen. — Die Frau sah vor sich einen kleinen, herzigen Knaben — ihr einziges, ihr heißgeliebtes Kind, das ihr der Tod so bald wieder entrissen! —

Wie hatte der Knabe — als er kaum nach Etwas greifen konnte — stets versucht, mit seinen feinen Fingerchen jene goldenen Blüthen und Blätter von des Schränkchens Thüren abzulösen! — mit welchen Jubellauten war von diesen Händchen der Lauf der schimmernden Ranken verfolgt worden, die sich wie ein glänzendes Netzwerk durch das Dunkel der Ebenholzflächen dahin zogen. — Ja, des Hauses altes Erbstück hatte so manche Thräne seines jungen Lebens getrocknet, — so manches holde, unvergessene Lächeln in dem Gesichtchen hervorgerufen, von dem ein Jeder, der es sah, sagte: „Es ist das Antlitz eines Engels." —

Als er dann krank wurde — bald auf nichts mehr achtete und still, ganz still mit weit aufgeschlagenen Augen in seinem Bettchen lag, da hatten die Eltern, die so angsterfüllt auf jenes regungslose Kind blickten, das Schränkchen an sein Bett getragen. Noch ein helles, glückliches Lächeln — das letzte seines Lebens! — —

Vor dem Rococoschränkchen im Salon der Mutter lag der Knabe dann auch in seinem kleinen Sarge. An dieselbe Stelle ließ vier Monate später die trostlose Wittwe den Sarg des Gatten setzen, und beide Bilder des Todes zogen jetzt dort an ihrem Auge vorüber. — Ihre Thränen waren versiegt. Die Starrheit des Schmerzes hielt sie in ihren Banden, die sich noch immer lähmend über all' ihr Denken und Empfinden legte, trat vor sie hin, das Glück, das sie besessen — das Unglück, das sie ereilt, und binnen kurzer Zeit zu einer ganz einsamen Frau gemacht hatte — einsam und alleinstehend in fremder Stadt und Gegend — abgetrennt und losgelöst von allen alten Beziehungen zur Heimath, — wenn auch in dieser Heimath keine Eltern mehr lebten, — nur Freunde, Bekannte einer frühern, bessern Zeit.

Rastlos, ruhelos durchschritt die Frau jetzt ihres Zimmers Raum, — Vergangenheit und Gegenwart vergleichend, — an die Zukunft denkend, von der sie Nichts zu hoffen, — Nichts zu erwarten hatte, und die vor ihr lag, wie eine todte — öde Wüste. — Was wog auch gegen all' die Verluste, die sie erlitten, der des Schrankes! —

„Hätte ich nur noch mein Kind — meinen einzigen Sohn!“ Lenkte dieser Ruf der Verzweiflung ihre Gedanken auf einen neuen wunden Punkt ihres Lebens, ihrer Vergangenheit, oder stellte ihre aufgeregte Phantasie nun wiederum ein Bild jener Zeit vor sie hin? — Sie dachte nicht daran, das abzuwägen oder zu entscheiden. Nur angsterfüllt sah sie auf jene leere Stelle. — War's ihr doch plötzlich, als ob sie Stimmen an dem Platze hörte, als ob dort zwei Personen mit einander sprachen — stritten. Und als sie hinblickte, sah sie auch die Beiden vor dem Schränkchen stehen, das ebenfalls wie hingezaubert sich vor ihr erhob. — Erschrocken — voll Entsetzen wandte sie sich ab. — Sie warf sich in des Sopha's Ecke und bedeckte ihre Augen mit der Hand. — Es half ihr Nichts; es war, wie wenn eine unsichtbare Macht sie zwinge, die Stelle anzusehen, wo sich abermals ein Blatt aus ihrem Leben aufgerollt. — Wie sie auch rang mit dieser Macht — sie war weit stärker als ihr Wille; sie mußte sich ihr beugen und sehen — lesen, — wiederum empfinden, was die Vergangenheit auf diesem Blatt in ihrem Schicksalsbuche aufgezeichnet hatte. —

Ach — und wäre es nur ein Blatt gewesen! — Da aber an der leeren Stelle tauchten immer neue Scenen auf und nur der Rahmen der verschiedenen Bilder war ein gleicher und die Staffage immer eine und dieselbe. — Ja, alle die Scenen und die Bilder, die die Frau jetzt

sah, und was sie von Neuem durchlebte, hatte Jahre zuvor an jenem Schränkchen sich zugetragen.

Aufgeregt und unruhig stand damals ihr junger Bruder, der einzige Sohn, den ihre Eltern gehabt, oft vor dem Erbstücke des Hauses. Er stand da neben der Mutter, die zu jener Zeit schon Wittwe war, und sah ihr ungeduldig zu, wog sie zu lange ab, was sie ihm geben sollte. Sie hatte in dem Schränkchen ihren Schmuck: Perlen, Steine. In andern Fächern lagen alte, werthvolle Münzen und Schaustücke an goldenen und silbernen Ketten. Das oberste Fach aber barg zwei uralte Bilder, echte Miniaturen. Das Eine stellte einen schönen Mann in Rittertracht dar, und von ihm ging die Sage, daß er das alte Schränkchen seiner Gattin geschenkt, — gegeben hatte unter der Bedingung: „es stets in Ehren zu halten, auf ihren Erstgeborenen zu vererben und ihm einzuprägen, wenn er's bekomme, daß es ein Talisman für ihre Familie wäre und daß er's ebenfalls nur auf seine eigenen Kinder vererben dürfe oder — habe er keine — auf die seiner Geschwister. — — An dem Schranke hinge ein Segen für das Haus, und Generation um Generation müsse das wissen und erfahren.“ — —

Viele der Kleinodien, die zu jener Zeit noch der Schrank barg, und deren die Frau sich vollkommen gut erinnerte, stammten gleichzeitig noch aus alten Zeiten. Was auch Einzelne der Familie gethan und verschleudert

hatten, — die uralten Erbstücke waren von ihnen nicht angetastet worden. — Jener junge Bruder der Frau achtete aber Nichts und wollte Alles haben, — bald um leichtsinnig gemachte Schulden zu tilgen oder um über seine Mittel und Verhältnisse hinaus weiter leben zu können.

Was auch seine Mutter ihm sagte — wie sie bat und flehte, endlich zur Einsicht zu kommen, die Vernunft fand keinen Eingang in den Kreis seiner Gedanken, wo jugendliche Unbesonnenheit und die Gewalten verschiedener Leidenschaften herrschten.

Als Alles dem Schränkchen entnommen war, was zu Geld gemacht werden konnte, als auch der letzte Sparpfennig der Mutter ausgegeben, den sie schon längst nicht mehr in den Fächern jenes Schränkchens geborgen hatte, deren Tiefen der leichtsinnige Sohn unerschöpflich wähnte, da forderte er eines Tages von der Mutter: die beiden werthvollen Miniaturen und den Schrank selbst. Die Forderungen wurden verweigert, trotzdem der Sohn endlich sagte, „wegen Tilgung einer Ehrenschuld müsse er Beides haben — ihm bleibe sonst nur der Tod.“

Die Mutter machte selbst Schulden, um den Sohn zu retten. — Er brachte immer neuen Kummer über sie — verlangte auch wiederholt den Schrank. — Wie schwach auch sonst dem schönen Lieblinge gegenüber, — des Hauses Erbstück gab sie nicht her und beschwor zuletzt

mit einem feierlichen Eide: „das nie zu thun," denn sie habe ihrem Manne gelobt, über dem Erbstück des Hauses zu wachen, so lange sie lebe, und den Schrank niemals in fremde Hand zu geben."

Sie blieb selbst da standhaft, als abermals von einer sogenannten „Ehrenschuld" die Rede war und der Sohn den Schrank mit Gewalt nehmen wollte. — — Dann sprach er noch ein letztes Wort: der Schrank sollte nur versetzt und von ihm eingelöst werden, wenn er in den Besitz des Familienmajorats gekommen sei, das ihm allerdings sicher war.

Wie sicher aber auch die Aussicht auf jenes Erbe und auf ein einstiges großes Vermögen, durch das er das Alter seiner Mutter wieder sorgenfrei gestalten konnte und wo er seinen Schwestern auf einem eigenen Besitzthum stets Obdach und Zufluchtsstätte zu gewähren vermochte — er, der nie die Zukunft bedacht, — dachte in seinem Leichtsinn auch da nicht über die Gegenwart hinaus, als diese unbequem und dunkel durch eigenes Verschulden geworden. — Durch einen Schuß machte er dem Leben ein Ende, — Mutter und Schwestern überlassend, durch tausendfältige und jahrelange Entbehrungen die Ehre seines Namens zu retten.

Die Frau entsann sich plötzlich, wie niemals, inmitten der härtesten Entbehrungen, die Mutter auf den Gedanken gekommen war, sich durch den Schrank zu helfen, — wie

sie selbst da nicht zu dem Hilfsmittel gegriffen hatte, als es galt, der jüngsten Tochter, die sich zuerst verheirathete, eine kleine Aussteuer zu verschaffen.

Sie wußte jetzt auch genau, — mit einer zu peinvollen Klarheit nur, daß die Mutter in der That verpflichtet gewesen war, den Schrank zu wahren.

An jene dunkeln, traurigen Bilder aus vergangenen Tagen reihte sich ein sonnig-helles, — ein Bild, das ihr all die Gründe von Neuem erhellte, warum die Mutter den Schrank sich niemals entreißen ließ oder ihn benutzte, ihre Lage zu verbessern.

Sie sah jetzt vor sich ihr Vaterhaus — ein schönes Forsthaus im Walde. Sie hörte Tannen rauschen und sah der Berge blaue Gipfel durch jene Lichtung in dem uralten Forste. Und in einem weiten, hübsch ausgestatteten Zimmer des lieben Hauses, da stand das alte Schränkchen ... — Sie sah ihre Mutter davor an einem hellen, klaren Frühlingsmorgen; — sie war damals noch eine so schöne stattliche Frau und des Glücks verklärender Schimmer lag auf jenen Zügen, die sie später nur kummervoll gekannt hatte.

An jenem Morgen putzte sie das Schränkchen. Neben ihr stand ihr Gatte — eine kraftvolle, schöne Gestalt, gleichsam das Ebenbild des Ritters auf dem Miniaturportrait. Er freute sich darüber, daß seine Frau des Hauses Erbstück so in Ehren hielt; — er sprach mit

ihr davon, wie sie das auch ihren Kindern einschärfen wollten, damit sie es wüßten, käme das Schränkchen in ihre Hand — es sei nicht gut, es fort zu geben.

Der Vater hatte dann hinzugefügt: „Theile ich auch eigentlich nicht meines Geschlechtes Aberglauben: „es hafte Segen an dem Besitz des Schrankes“ — so kann ich mich doch niemals eines eigenen Gefühls erwehren, denke ich daran, wie es meinem Onkel ergangen ist, dem ehemals das Erbstück gehörte. Meine Großmutter hat mir oft, oft davon erzählt, wenn sie — so, wie du jetzt — das Schränkchen putzte. Ihre alten Hände zitterten — ihre Stimme zitterte, sprach sie von jenem Sohne, der sich einen „starken Geist“ nannte, ein Freigeist war, und von alten Familientraditionen Nichts wissen wollte, — was an Aberglauben streifte als ein „Ammenmärchen“ bezeichnete. — — Doch du kennst ja diese alten Geschichten und weißt, er gab zum Jammer seiner Mutter den Schrank hierher in's Forsthaus, seinem Bruder sandte er das Erbstück, weil er „solch' alte Spukgestalt nicht mehr auf seinem Schlosse haben — und auch ohne den Schrank sein Glück beweisen wollte.“

„Haltet den Schrank in Ehren!“ so rief die Großmutter noch an ihrem Sterbetage. — Nun, hier im Forsthause ist das ja bisher geschehen! und wir wollen unsern Kindern die alten Geschichten späterhin erzählen, damit sie nicht in Thorheit oder Leichtsinn mit dem Erb-

stücke verfahren, das ja schon der Ritter seiner Frau empfahl, und das einem Jeden unseres Geschlechts, der es empfing, gleichsam auf die Seele gebunden wurde."

Die Frau, die ihre Eltern jetzt vor sich sah und jene längst verhallten, halbvergessenen Worte wieder hörte, — sie konnte in der Minute kaum begreifen, daß sie dies Alles vergessen und am Morgen einzig ihre bedrängte Lage bedacht hatte.

Seit Generationen war der Schrank in ihrer Familie gewesen. Alle, Alle hatten ihn in Ehren gehalten, bis auf jenen Einen, und dieses Einen letzte Spur war längst verweht — Kind und Kindeskinder fristeten ein nur elendes Dasein und starben unbeweint und unbetrauert — — — wer sie kannte, freute sich, daß dieser Zweig am alten, edeln Stamm erlosch!

„Alle hielten ihn in Ehren," so rief der Vater jetzt dem Kinde drohend zu. Er stand hoch aufgerichtet an der leeren Stelle, die alles Andere war — nur keine „leere" Stelle, und hin auf den Schrank deutend, fügte er mit brechender Stimme hinzu: „Und du, du — meine Tochter — hast ihn verkauft, hast deines Hauses altes Heiligthum in fremde Hand gegeben!"

Es litt die Frau jetzt nicht mehr in dem Zimmer. Sie stürzte nur so fort, um jenen Platz nicht mehr zu sehen! — Ob sie aber auch das Licht verlöschte, um im Dunkeln zu sein! — ob sie so hastig dem Raume enteilte,

— die Schattenbilder der Vergangenheit verfolgten sie — die Todten standen um sie her — es war noch schlimmer als an jener Stelle, die sie gemieden.

Da es ihr nicht gelang, dem Bann der alten Zeit zu entrinnen, so machte sie wiederum Licht und trat von Neuem in die Nebenstube. Entschlossen setzte sie sich in die Sophaecke, der leeren Stelle gegenüber und dachte trotzig:

„Nun blickst Du so lange auf den Platz, bis er leer bleibt und Du ruhiger geworden bist; Du bleibst hier, bis die Todten Dich nicht mehr martern und quälen, und Du es still ertragen kannst, daß jene Stelle leer — das Schränkchen fort, unwiederbringlich verloren ist.“

Ertragen sollte sie, die Stelle so zu sehen? — Sie brachte es nicht fertig und immer erbarmungsloser richteten sie Herz und Gewissen. — Nun wußte sie: um keinen Preis hätte sie den Schrank verkaufen dürfen, denn — war er auch in ihrer Hand — die Kinder ihrer verstorbenen Schwester waren dessen Erben und hatten ein durch Jahrhunderte sanctionirtes Recht an dem Besitze.

„Ja“, jetzt sagte sie sich: „Wärst Du verhungert, — den Schrank durftest Du nicht antasten; — — wärst Du obdachlos gewesen, besser das mit ruhigem Gewissen — als nun in dieser Wohnung mit dem Bewußtsein, Dir das Recht durch eine Sünde erkauft zu haben.“

Nur in den Momenten war sie plötzlich ruhiger geworden, als sie darüber nachdachte, wo der Segen, wo das Glück sei, das sich an den Besitz des Schrankes heften sollte? — Nein, der Glaube war ein thörichter! —

Hatten Alle ihres Hauses nicht eher unter dem Fluche eines unerbittlich harten Geschicks gestanden? — Die Reliquie hatte Niemand geschützt. — —

Konnte ihr Vater nicht zur Zeit noch leben? — Wie mancher Mann lebte bis zum siebzigsten, selbst zum achtzigsten Jahre; und lebte er noch, sie hatte dann noch ein Vaterhaus — einen Schutz — einen Anhalt auf Erden. — — — Wie jung war er statt dessen gestorben und wie frühe ihre Mutter Wittwe geworden — die Kinder alle standen noch im zartesten Alter. —

Und nun gar erst der junge Bruder! — welch' trostlose Umstände hatten dessen Tod begleitet! — Die Mutter war danach nie wieder froh geworden! Selbst als ihr der erste Enkel geboren war, hatten sich die gramdurchfurchten Züge nicht zur Freude verklärt und sie gestand ihrer ältesten Tochter ein, wie sie der Gedanke beherrscht: welche Freude über dieses Kommen des Kindes, und wie — wie wird sein Austritt aus dem Leben sein?"

Das Lebensende des einzigen Sohnes war aber nicht des Mutterherzens schwerster Kummer geblieben — die Wendung im Geschick der jüngsten Tochter war zu

hart gewesen, um nicht ähnlich tief und gleich schmerzlich empfunden zu werden. — Heiße Thränen entstürzten den müde geweinten Augen der einsam dasitzenden Frau, als sie sich das Loos der jüngern Schwester vergegenwärtigte, die nicht nur mittellos in fremdem Lande gestorben — nein, in Noth und unsagbarem Elend. —

Wohin sie blickte in ihrer Familie, auf wessen Lebensweg und Lebensende der ihr nahe gestandenen Lieben, — Alle, ja Alle waren verfolgt von einem harten, unerbittlichen Geschick und wo dies selbst verschuldet worden, erschien es ihr nicht minder schwer und dunkel.

Und sie selbst? — War des Geschickes Macht besser — schonender mit ihr verfahren? — Nein! — gleich unbarmherzig hatte es ihr Alles genommen. Es hatte ihr erst alle Wonnen — alle, alle Glückseligkeiten des Frauenlebens erschlossen, um sie dann um so härter zu treffen, indem es ihr plötzlich Jedes nahm, das ihr gewährt gewesen! — — —

Bis vor Stunden war des Hauses Erbstück in ihrer Nähe gewesen, aber für ihre Mutter, für sie hatte nie ein Talisman in dem Besitze gelegen und sie — die Ueberlebende — die Letzte in ihrer Generation, wußte Nichts vom Heil und dem Segen, der damit verbunden sein sollte.

Nach Allem, was sie betroffen hatte, wog der Verlust des Schränkchens allerdings wenig und Unheil

konnte ihr ja auch nicht mehr begegnen. Sie stand ja längst allein im Leben — wo sollte ihr noch Glück erblühen? — Sie hatte ja nun gar Nichts zu verlieren mehr. — — — —

Bei diesen trostlosen und trüben Gedanken barg sie ganz unwillkürlich das Gesicht in beide Hände. — Da fühlte sie sich plötzlich fest umfaßt, und als sie aufsah, blickten treue Augen sie warm und innig an. — Das Kind der Schwester hatte sie umschlungen.

War's nicht ein Glück, noch dieses kleine Mädchen zu haben? Wie weit einsamer und öder würde ihr Leben gewesen sein ohne das Kind! — Leidenschaftlich klammerte sie sich nun an dies letzte treue Herz. — —

Friede und Ruhe sollten aber keine bleibende Stätte in der Nacht in ihrem Herzen haben, denn war dies Kind nicht ein ewiger Vorwurf für sie — hatte sie die Kleine und deren Geschwister nicht des einzigen Erbes beraubt, das sie besessen? —

War's geschehen — nun war's auch nicht mehr zu ändern. Sie hoffte, Schmerz und Reue würden sie am andern Tage weniger peinigen.

Vergebenes Hoffen! — Die Tage kamen und gingen — die Reue blieb, die Schmerzen minderten sich nicht. Nahte aber erst der Abend, so erschienen die Schatten ihrer Todten, — stellten sie zur Rede und hielt.n über sie Gericht; — die leere Stelle blieb gefüllt

mit diesen Todten und an dem Platze drangen all' die Stimmen auf sie ein.

„Die Stelle macht mich ganz verrückt!" — So dachte sie am Morgen des vierten Tages. — Am Nachmittage ging sie in Verzweiflung zu einer Freundin — der einzigen, die sie in der fremden Gegend hatte. Sie sagte, sie klagte ihr Alles und gestand auch ein, sie hätte in ihrer Bedrängniß nicht zu ihr kommen mögen, weil sie schon zu oft mit Bitten genaht sei und Jene ihr ebenfalls schon mehr geholfen, wie sie eigentlich gekonnt.

Staunend und verwundert hielt sie endlich inne als die Freundin lächelnd sagte: „Nun werde ich Ihnen aber doch helfen, den Schrank wieder zu bekommen."

Den Schrank wieder zu erhalten! — Die Möglichkeit hatte sie in ihren dunkeln, düstern Phantasien gar nicht angenommen. Und war's denn überhaupt denkbar, daß ein Kaufmann das that, — daß er auf solchen Kauf wiederum verzichtete?

Nebenbei fehlte nun schon so viel an dem erhaltenen Gelde. Wie und von was sollte sie den Ausfall decken? — Gab auch die Freundin Etwas und verbürgte sie sich für das Fehlende — wie lange konnte es dauern, ehe sie die Summe erwarb, und würde Herr Löwenstein so lange warten? —

Die Freundin erhoffte das fest — sie aber vermochte den Glauben nicht zu theilen. Sie hatte im Kampfe mit

dem Leben und im Ringen mit widrigen Geschicken das Vertrauen zu den Menschen verloren. Ihr erschien namentlich der Handelsstand habsüchtig, geldgierig, und sie konnte all' ihre gemachten Aeußerungen mit Erfahrungen, mit guten Beispielen belegen. Sie meinte auch: geholfen würde nur da, wo in Ostentation der Name des Gebers bekannt werde, und in aufwallender Bitterkeit setzte sie hinzu: „Mich könnten reiche Familieu in meiner Umgebung verhungernd wissen und Keiner oder Keine würde sich rühren, mir beizustehen oder mir zu helfen — wenn auch nur mit cinem Darlehn. Ja, wäre ich eine arme Waschfrau — da nähmen sich in solchem Falle mindestens wohlthätige Vereine meiner an — bei dem verarmten Vornehmen dagegen nimmt man nur das Richtbeil in die Hand, ihn zu zerhacken und zu zerfleischen."

Die Freundin ließ Groll und Bitterkeit erst ausströmen. Sie wußte, ganz grundlos war Beides nicht, und der Frau viel, viel Unrecht geschehen und Härten ihr begegnet, die sie erst noch zu verwinden hatte. Dann aber fragte sie nach Allem, das beim Verkaufe des Schrankes vorgefallen, und trostlos rief nun die Frau:

„Ja, das vergaß ich ganz, Ihnen mitzutheilen, Herr Löwenstein reflectirte schon auf einen Käufer." Und als sie dessen erwähnt, setzte sie düster hinzu: „Er wird verkauft und für mich verloren sein."

Die Freundin konnte das noch nicht glauben. Sie

hatte mehr Vertrauen zu den Menschen und meinte vor Allem: in besonderen Fällen handelten doch auch die Menschen oft ganz besonders. — Als wieder jener Zug von Bitterkeit in dem kummervollen Gesichte auftauchte, sprach sie warm und überredend:

„Ich halte an dem Gesagten fest und kann nur mahnen: eilen Sie nach Frankfurt. — Unsere Zeit ist eine andere als die frühere, aus der noch Ihre Vorurtheile stammen, die theils auch Resultate einer abgegrenzten Erziehungsmethode sind. — Das neue Frankfurt hat auch nichts mehr gemein mit den Sitten jener alten Reichsstadt, wo Jemand, befand er sich in Noth, nur die Gasse als Aussicht der Rettung hatte, die im Spindlerschen Juden schon eine Rolle spielt, und wo noch zu Zeiten dieses Jahrhunderts allabendlich eine hohe polizeiliche Gewalt an beiden Enden jener Gasse erschien, um das Haupthandelsviertel der Stadt sammt seinen Bewohnern über Nacht hinter Schloß und Riegel zu legen.“

Die vornehme Frau war belustigt durch die Idee und leise Anspielung, wie alt und verjährt ihre Vorurtheile sein sollten. Lachte sie auch flüchtig, der Trotz blieb doch rege und grollend erwiderte sie:

„Die Zeiten mochten wechseln — der Menschen Sinn blieb der gleiche harte und herbe der Noth gegenüber, die mehr im Stillen und Verborgenen ihre Kämpfe auszufechten hat.“

Sie wurde aber doch bestimmt, den Versuch zu machen. Zu verlieren war für sie ja nichts, denn sie hoffte nicht einmal mehr. — — — — — —

Wiederum war's die späte Abendstunde, als sie den eleganten Laden an der Frankfurter Zeile betrat. Das Erste, was sie dort wahrnahm und zu ihrem Schrecken sah: der Schrank stand nicht mehr an dem Platze, wo sie ihn zuletzt gesehen. — Sie entdeckte ihn auch im Laden nicht, so weit sie den zu überblicken vermochte. — Ihr Herz erstarrte und sie fühlte, was sie auch gesagt und gedacht hatte, — die Hoffnung hatte sie trotzdem insgeheim geleitet, nun war Alles aus — ihr blieb nur ihre Reue — ihr Verzweifeln! — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

In sichtlicher Ueberraschung erkannte Herr Löwenstein die Dame wieder. Verwundert — dann mit Schrecken sah er sie an. Sie war so todtenblaß — sie faßte ja so zitternd eines Stuhles Lehne, als sei sie einer Ohnmacht nahe; und obschon nur vier Tage vergangen waren, daß sie in seinem Laden gewesen war, ihr Gesicht machte ihm den Eindruck, als wäre sie seitdem um Jahre gealtert. — Was konnte vorgefallen sein? — Hatte sie etwa das Geld verloren oder reichte die Summe nicht hin, sie aus der Bedrängniß zu reißen, in der sie sich offenbar befunden? — Vielleicht mußte sie Anderes verkaufen — einen Gegenstand, von dem es sie schmerzte, ihn zu verlieren. —

All' diese Gedanken durchkreuzten mit Blitzesschnelle seinen Kopf. Voll Rücksicht entließ er das Personal, das sich noch in dem Geschäfte befand, und erst als Beide allein, bat er sie, ihr Anliegen zu nennen, bat sie freundlich, ihm rücksichtlos anzuvertrauen, was sie so niederbeuge und erschüttere.

Ein Thränenstrom war ihre erste Antwort — sie konnte nicht sprechen. — Nur langsam faßte sie sich. Sein theilnehmender Blick — ein neues, zuredendes Wort entrissen ihr, was jene leere Stelle ihr gezeigt, — wie jenes Schrankes Verkauf bereut und beklagt worden war.

„Und wo Sie so litten — da kommen Sie erst heute?" rief er und setzte aufgeregt hinzu: „In einer Viertelstunde war's vielleicht zu spät; — mindestens ich hatte dann nicht mehr allein über die Rückgabe zu bestimmen."

„Sie haben ihn noch!" Jauchzend — jubelnd rief sie dieses Wort, um dann halb erstickt vor Aufregung zu fragen: „Und Sie sprechen von Rückgabe?"

„Können Sie daran zweifeln, nachdem was Sie mir sagten? Oder aber meinen Sie, ich könnte nicht wissen, wie werth, wie theuer uns Sachen sind, die mit Erinnerungen an das Elternhaus zusammenhängen?"

„Nein, nein, so dürfen Sie nicht sprechen. — Ich meinte, Sie könnten nicht gehört haben, wie, — wie nöthig ich das Geld gebraucht und —"

„Ich habe Alles verstanden und es bedarf keiner Wiederholung, Frau Baronin. Der Schrank ist von Neuem Ihr Eigenthum und das Weitere erledigen Sie, wie es Ihnen paßt. — Sehen Sie, da steht Ihr kleines Juwel aus den Tagen der Vorzeit schon verpackt. — In einer Viertelstunde sollte es in den „Englischen Hof" wandern und — ich den Betrag dort selbst in Empfang nehmen. — Danken wir Gott, daß Sie noch rechtzeitig kamen. — Nun mag ein Dienstmann Ihnen den Störenfried gleich an den Bahnhof bringen; und — ist die Stelle nicht mehr leer, so werden Sie wieder Ruhe haben."

Sie wollte danken — sie konnte es nicht — sie konnte nur schluchzend die Hand dessen ergreifen, der ihr solche Wohlthaten erwies. Er bat sie, ruhiger zu werden. Sie faßte sich nach und nach; und als sie im Begriff stand, dem Dienstmanne zu folgen, dem der Kaufmann Ordre gegeben hatte, wohin das Schränkchen zu tragen sei, da war sie auch im Stande, ihren Dank auszusprechen.

Der reiche Handelsherr von der Zeile ließ sie aber nicht viel sagen. Er unterbrach sie mit einem Lächeln und rief abwehrend: „Könnten Sie den Ausdruck Ihres Gesichtes sehen — Sie würden wissen, wie überflüssig jedes Wort ist. — Das ist in der That der beste Dank."

— — — — — — — — — — — —

Die leere Stelle füllt nun wieder der Schrank. — Die Bilder aus dem Reiche des Todes sind verschwunden; lebendig steht an dem Platze fortan nur eins dort vor dem Auge der Frau, das der Wirklichkeit angehört und ihr den Glauben an die Menschen zurück gab.